

Mir geht nichts über Mich! - Ich hab' Mein' Sach' auf Nichts gestellt!

DER EINZIGE

Vierteljahresschrift des Max-Stirner-Archivs Leipzig



Dieses Heft widme ich meinem Sohn

Paul Hannes Fleming

zu seinem 18. Geburtstag!

* 3. Februar 1988



**Meinem Liebchen
Marie Dähnhardt**



ENGERTIANA

<i>Rolf Engert</i> , Der Einzige und seine Liebe	3
--	---

MAX - STIRNER - ARCHIV

<i>NN</i> , Eine gottlose Hochzeit in Berlin	4
<i>Agathe Nalli-Rutenberg</i> , Max Stirners Hochzeit mit Marie Dähnhardt	6
<i>Guido Weiß</i> , Die Freien	6
<i>Rudolf v. Gottschall</i> , Erinnerungen an die Schmidt's	9
<i>Karl Marx</i> , Klatsch und Tratsch unter Genossen	9
<i>Bernd A. Laska</i> , John Henry Mackays Stirner-Archiv in Moskau (Auszug)	9
<i>John Henry Mackay</i> , Marie Dähnhardt	12
<i>Anselm Ruest</i> , Marie Dähnhardt	14
<i>Marie Schmidt (Dähnhardt)</i> , Vertrauliche Briefe aus Lodon	20
<i>Sabine Scholz</i> , Marie Dähnhardts Briefe und der „Einzige“	31
<i>Mary Smith</i> , Dies ist der letzte Wille - Testament	34
<i>Robin Becker</i> , Die Herkunft und Geschichte der Familie Dähnhardt	36

EDITORIAL

Wenn wir die Literatur über Max Stirner durchblättern, entdecken wir bezüglich seiner zweiten Frau, der er sein Hauptwerk widmete, so gut wie nichts. Von so manchen wurde sie abschätzig behandelt und betrachtet, angefangen mit Mackay und fortgesetzt von Anselm Ruest. Daß die beiden Klassiker des Marxismus ebenso wenig von ihr hielten, wird in diesem Heft zu lesen sein.

Sicherlich hat Marie nicht die Bedeutung, die manche ihr zumessen. Aber sicherlich war es nicht das Dummchen, als daß man sie oft hinstellte. Daß sie durchaus auch über journalistische Qualitäten verfügte, beweisen die hier erneut abgedruckten Briefe, die sie aus London nach Deutschland schickte, aber auch der in der letzten Ausgabe abgedruckte Brief, den sie an Albert Dulk richtete ob seines Stückes „Orla“.

Daß sie von einer pseudoemanzipierten Frau zu einer bigotten Katholikin mutierte, verrät aus meiner Sicht, daß es nicht viel hermachte, „emanzipiert“ zu sein. Diese Art der Emazipation kann nicht als Befreiung gedacht werden, wenn man bedenkt, daß Marie – einer Marotte ihrer Zeit folgend – Männerkleider trug, Zigarren rauchte und bayerisches Weißbier trank und mit ihren männlichen Kollegen Bordelle besuchte. Was sie tat, war nichts weiter, als wie ein „Mann“ aufzutreten, von denen seinerzeit viele dachten, die Männer wohl auch, daß das Ausdruck von Befreiung sei, nämlich (wie) ein Mann zu sein. Was war das für eine Befreiung, der Marie folgte? Eine Befreiung wovon? *Von einer fixen Idee!* Eine Befreiung wofür? *Für eine neue fixe Idee!*

Unabhängig dieser Sichtweise soll dieser Frau Genüge und Ehre angetan sein, sie nämlich aus dem Schatten ihres Mannes herauszuholen! Die manchen hier bekannten und nicht bekannten Arbeiten sollen dies Werk vollrichten.

Leipzig, 3. Februar 2006

Kurt W. Fleming

Die *Zeichnung* auf der Titelseite wurde von Roberto Tarallo aus Turin angefertigt.

E N G E R T I A N A

Der Einzige und seine Liebe

Kuno Fischers Kritik. Stirners Entgegnung¹

Unter den zeitgenössischen Kritikern Stirners befindet sich auch Kuno Fischer. Einer zunächst für die „Leipziger Revue“ geschriebenen, indes – da diese Zeitschrift vorzeitig wieder einging – erst wesentlich später im V. Band von Otto Wigands „Epigonen“ (S. 277-316) 1848 abgedruckten Abhandlung „Moderne Sophisten“² hat er unter dem Titel: „Der absolute Egoismus oder das geistige Tierreich“ auch eine Kritik des „Einzigen“ eingefügt. Darin kommt Kuno Fischer u. a. auch auf Stirners Auffassung von der Liebe zu sprechen. Er ist dabei der Meinung, daß der Egoismus im Sinne des „Einzigen“ den „Verkehr überhaupt auflöse, indem er die Basis desselben, die wesentliche Identität des Menschen, das Prinzip der Liebe vernichte“.³

Um diese Behauptung zu stützen, zitiert er – übrigens ziemlich ungenau und dabei den Sinn der Zitate z. T. sogar in etwas verschiebend – aus dem „Einzigen“ und fährt, nachdem er noch die folgenden wiederum zu seinem Zweck umgemodelten und ergänzten Worte angeführt hat: „Der Geliebte ist mir nur die Nahrung meiner Leidenschaft, ich speise meine Liebe mit ihm, ich genieße ihn, wie ich von ihm verspeist werde“⁴, triumphierend fort: „Also doch Dalailamakultus! Das heißt sich zweimal verspeisen, erst verzehre ich den Geliebten, dieser aber verzehrt mich, ich verzehre also im Geliebten mich selbst oder ich verzehre mein eigenes Verzehrtwerden!“³

Und Kuno Fischer wird im Anschluß daran „so persönlich und pitoresk“, die Geschmacklosigkeit zu begehen, daß er die Vornamen Stirners, als des Verfassers des „Einzigen“ und seines „Liebchens“ Marie Dähnhardt, der Stirner sein Werk gewidmet hat und die bei dessen Erscheinen Oktober 1844 schon seit einem Jahr Stirners Frau war, in sein Beispiel einsetzt und erklärt: „Max und Marie gehöre somit in der Naturgeschichte der Liebe zu den Wiederkäuern!“⁵

Darauf hat dann die Stirner nahestehende, meiner Meinung nach aber nicht unmittelbar seiner Feder entstammende, „G. Edward“ unterzeichnete Erwiderung auf Kuno Fischers Kritik (unter dem Titel „Die Philosophischen

Reactionäre“ im IV. Band der „Epigonen“ 1847. S. 141-151 abgedruckt), um „die Sache umzukehren“, geantwortet: „Kuno liebt die Kunigunde und Kunigunde liebt Kuno. Aber Kuno liebt die Kunigunde nicht, weil er in dieser Liebe seinen Genuß findet, er genießt die Geliebte nicht zu seiner Freude, sondern aus purer Aufopferung, weil sie geliebt werden will; er duldet auch etwaige Leiden ihrer Liebe nicht, weil die Liebe zu ihr ihn hinreichend entschädigt, also nicht aus diesem eigennützigen Grunde, sondern Alles ohne sich zu berücksichtigen aus purer Uneigennützigkeit. Kunigunde macht es mit Kuno ebenso. So hätten wir das ideale Paar einer Narrenehe, zwei Menschen, die sich in den Kopf gesetzt haben, ohne sich selbst im Andern zu genießen, aus purer Aufopferung Eines das Andere zu lieben. Eine solche sublimen philosophische Liebe mag Kuno Fischer für sich behalten, oder sich ein Pendant im Irrenhause suchen. Wir andern ‚rohen‘, ‚particularen‘ Subjecte wollen lieben, weil wir Liebe empfinden, weil die Liebe unserm Herzen und unsern Sinnen wohlgefällt, und wir in der Liebe zu einem andern Wesen einen höheren Selbstgenuß erfahren.“⁶

Die einfachste Liebeserfahrung hätte Kuno Fischer zudem schon belehren können, daß das, was ihn so absurd anmutete und worüber er Spott und Hohn ausgießen zu können glaubte: jenes „gegenseitige Sichauffressen der Liebenden“ sich ausdrückt, wenn man den gleichen Vorgang nur mit andern Worten ausdrückt, das Alltäglichsche von der Welt ist. Denn es gibt wohl kaum einen, der in der Liebe nur seine Liebe zu dem Partner und nicht auch zugleich das von ihm Geliebtwerden genösse. Und wenn Kuno Fischer selbst damals – er war beim Erscheinen des „Einzigen“ eben 20 Jahre alt geworden – diese Liebeserfahrung noch fehlte, so hätte er sich nur der Goetheschen Verse erinnern brauchen:

„und doch, welch Glück geliebt zu werden!

Und lieben, Götter, welch ein Glück!“⁷,
in denen gewiß nicht nur aus Gründen des Reimes das Glück des Geliebtwerdens sogar dem Glück des Liebens vorangestellt wird.

26. und 27. Juli 1953

Rolf Engert

¹ Dieser Beitrag ist die Nr. IV einer umfassenderen Arbeit Rolf Engerts unter dem Titel „Stirners Tat“.

² Siehe auch: Max Stirner's Der Einzige und sein Eigentum im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Kritik. (Verlag Max-Stirner-Archiv) Leipzig 2001.

³ Ebenda, S. 74.

⁴ Fischers Stirner-Zitat: „Die Liebe ist mein Eigentum, meine Empfindung – *ich benutze die Welt und die Menschen, der Geliebte ist mir nur die Nahrung meiner Leidenschaft, ich speise meine Liebe mit ihm, ich genieße ihn, wie ich von ihm verspeist werde.*“ (Ebenda, p. 119) Das Stirner-Zitat lautet korrekt: „Sagte Ich erst, Ich liebe die Welt, so setze Ich jetzt ebenso hinzu: Ich liebe sie nicht, denn Ich *vernichte* sie, wie Ich Mich vernichte: *Ich löse sie auf.* Ich beschränke Mich nicht auf Eine Empfindung für die Menschen, sondern gebe allen, deren Ich fähig bin, freien Spielraum. Wie sollte Ich's nicht in aller Grellheit auszusprechen wagen? Ja, *Ich benutze* die Welt und die Menschen! Dabei kann Ich Mich jedem Eindruck offen erhalten, ohne von einem derselben Mir selber entrissen zu werden. Ich kann lieben, mit voller Seele lieben und die verzehrendste Glut der Leidenschaft in meinem Herzen brennen lassen, ohne den Geliebten für etwas Anderes zu nehmen, als für die *Nahrung* meiner Leidenschaft, an der sie immer von Neuem sich erfrischt. All meine Sorge um ihn gilt nur dem *Gegenstande meiner Liebe*, nur ihm, den meine Liebe *braucht*, nur ihm, dem „Heißgeliebten“. Wie gleichgültig wäre er Mir ohne diese – meine Liebe. Nur meine Liebe speise Ich mit ihm, dazu nur *benutze* Ich ihn: *Ich genieße ihn.*“ (Reclam-Ausgabe Stuttgart 1991, S. 330)

⁵ Max Stirner's Der Einzige und sein Eigentum im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Kritik.

⁶ In: Max Stirner: Parerga, Kritiken, Repliken. Hrsg. V. Bernd A. Laska. (LSR-Verlag)Nürnberg 1986, S. 221.

⁷ In: Gesammelte Werke.

MAX - STIRNER - ARCHIV

Eine gottlose Hochzeit in Berlin

Unsere Leser erinnern sich womöglich noch an einen im „Corsaire-Satan“ erschienenen Beitrag mit dem Titel „Eine Orgie von Gottlosen in Berlin“. Hier nun ein Gegenstück dazu, daß ein Berliner jüngst einem unserer Mitarbeiter zukommen ließ:

„Neulich heiratete einer unserer „Freien“: Herr E..., den Sie ja kennen. Bekannt ist Ihnen auch Fräulein B..., die reizende Belgierin im rosafarbenen Samtmäntelchen. Herr E... heiratete also neulich Fräulein B..., und das spielte sich so ab:

Am Vorabend des Hochzeitstages ließ Herr E. dem Pastor W... (einem sehr toleranten Manne und obendrein Studienkameraden) ausrichten, er möge doch am nächsten Tage um zehn Uhr bei ihm vorbeikommen, um ihn zu trauen. Wie Sie wissen, finden Trauungen in Berlin ja zu Hause statt. Der würdige Pastor erschien ganz in schwarz, und auch sein Ton erinnerte an einen Raben, als er beim Betreten des Wohnzimmers in tiefem Ernst fragte: „Wo ist der Bräutigam?“ „Hier bin ich“, antwortete Herr E., den Sie sich in Unterhosen, Pantoffeln und Morgenrock sowie mit einem Zigarrenstummel im Mund vorzustellen haben. „Und die Braut?“ fragte der Pastor lächelnd. „Sie bereitet den Punsch. Sie wird gleich da sein.“ Sie kam dann auch tatsächlich: eine Nachthaube auf dem Kopf, ihr übriger Aufzug

bestehend aus Rock und übergeworfenem Jackett sowie ausgelatschten Pantoffeln. „Haben Sie denn keine Myrte oder Rosmarin oder einen Kranz von Rosen?“ sagte der Pastor. „Ich habe nur Kopfschmerzen“, antwortete Fräulein B... schlagfertig. – „Und die Trauzeugen?“ fragte der Pastor, der beschlossenen hatte, die Sache von der heiteren Seite zu nehmen, weiter. – „Warten Sie.“

Bei diesen Worten klopfte Herr E... an eine Wand und rief seinen Freund T... Dieser betrat – im Hemd – nach fünf Minuten den Raum. „Da bin ich!“ rief er, sich die Augen reibend, „aber erst einmal will ich eine Zigarre.“ „Und der andere Zeuge?“ „Das ist der Portier.“ „Na gut. Und wo ist der Ehering?“ „Meine Güte“, sagte der Bräutigam, „den habe ich vergessen, er liegt noch beim Juwelier.“ „Wenn's weiter nichts ist“, sprach die angehende Ehefrau und entfernte von einem Vorhang zwei Ringe, die sie dem Pastor präsentierte. „Also“, sagte dieser nun zu der Frau, „was geloben Sie? Kennen Sie die Pflichten einer Ehefrau?“ „Ja“, erwiderte diese, während sie den Punsch umrührte. „Ich gelobe, meinen Mann niemals wegen seiner Treue oder seiner Affären mit anderen Frauen zu behelligen.“ „Und ich gelobe“, entgegnete der Bräutigam, „meiner Frau niemals zu verbieten, einen anderen als mich zu lieben, vorausgesetzt, daß sie mich

darüber gegebenenfalls nie im Unklaren läßt.“ „Ich gelobe“, sprach nun wiederum die Frau, „meinem Mann niemals zu gehorchen, wenn er mir etwas befiehlt, sondern allenfalls dann, wenn er mich vernünftig und ruhig zu überzeugen versucht und wenn er mir nachweist, daß ich unrecht habe.“ „Und ich“, hub dieser seinerseits an, „gelobe, niemals zu versuchen, meine Frau zu überreden – es wäre ja doch vergebliche Liebesmüh'. Dafür komme ich aber auch nicht für ihre Kleidung oder Ernährung auf und werde sie auch nicht zu irgendwelchen Verlustigungen begleiten; sollte ich aber einmal etwas übrig haben und sie schön lieb sein, so werde ich ihr die Hälfte da-

von abgeben.“ Hier nun umarmten sich die beiden Eheleute und steckten sich gegenseitig die Vorhangringe an.

„Also gut!“ rief der Pastor, ganz philosophisch, aus, „womöglich werdet Ihr noch glücklicher sein als so viele andere“, und er erteilte ihnen seinen Segen in der Hoffnung, damit sein Teil dazu beizutragen.

Diese Hochzeit, die sich auf mein Wort genau so abgespielt hat – so unser Berichterstatter abschließend –, ist *das* Gesprächsthema unserer Stadt. Und was das Erstaunlichste daran ist: sie ist tatsächlich gültig.

NN

Quelle: Gazette de France, 1846. Übersetzt von Chivas R. Rodland.

*

Max Stirners Hochzeit mit Marie Dähnhardt

Der Sammelpunkt der Freunde meines Vaters zum Diskutieren und Politisieren war damals ein Weinkeller in der Mauerstraße, der Herrn Karl Krause (einem meiner Paten, wie ich schon erwähnte) gehörte.

Jener Herr war der intimste Freund meines Vaters. Sie waren auf der Universität Studien-genossen und so unzertrennlich gewesen, daß sie von ihren Bekannten scherzweise „Braut und Bräutigam“ genannt wurden. Herr Krause hatte, wie auch mein Vater zuerst, Theologie studiert, doch dann im späteren Leben keinen Gebrauch von ihr gemacht.

In jenem Keller in der Mauerstraße floß beim Weine gar munter der Strom der Rede dahin. Unter den jungen Gelehrten befand sich dort oft auch eine Dame, die tapfer mit am Diskutieren teilnahm – für jene Zeit eine ungewöhnliche Erscheinung. Sie trug das Haar kurz geschnitten, nach der Art der Männer, und rauchte, was damals für Frauen etwas Ungeheuerliches war. Sie hieß Marie Dähnhardt und war ein vermögendes junges Mädchen aus Mecklenburg: ich glaube, die Tochter eines Bierbrauereibesitzers¹. Da ihre Eltern gestorben waren und sie über ihr Geld allein zu verfügen hatte, so war sie nach Berlin gekommen, um hier ungestört nach ihren freien Prinzipien leben zu können.

Drei der anwesenden jungen Herren bewarben sich um ihre Gunst. Es waren dies: Edgar Bauer, der damals noch Student war, dann Dr.

Köppen, ein Gymnasiallehrer und Max Stirner (sein eigentlicher Name war Schmidt), der nachmalige berühmte Verfasser des Buches: „Der Einzige und sein Eigentum.“

Marie Dähnhardt gab schließlich dem letzteren den Vorzug und beide beschlossen, sich ehelich zu vereinen.

In welcher Weise sollten sie nun aber die Ehe schließen, da sie beide Freidenker waren?

Ein Standesamt gab es damals noch nicht; der Bund der Ehe wurde einzig und allein in der Kirche vor dem Altar eingesegnet. Nach längerem Überlegen beschloß man denn, sich im Hause trauen zu lassen, und zwar von einem freisinnigen Geistlichen. Man wählte dazu den damaligen Superintendenten an der Neuen Kirche, den Herrn Prediger Marot.

Ich weiß nicht genau, ob mein Vater auch bei der Hochzeit war, glaube es indessen; denn er erzählte uns öfter in seiner lebhaften interessanten Weise den folgenden Vorfall, der sich bei der Trauung ereignete.

Als der Geistliche das junge Brautpaar aufforderte, die Ringe zu wechseln, fand es sich, daß sie an diese nebensächliche Angelegenheit gar nicht gedacht hatten. Es waren keine Trauringe vorhanden. Nun war guter Rat teuer.

Da hatte einer der Anwesenden – es war wohl Bruno Bauer – einen originellen Einfall: Er zog seine lange, von Seide gehäkelte Börse hervor, wie sie damals in der Mode war, und

bot ihre Ringe dem Geistlichen dar, indem er lächelnd sagte: „Im Notfalle werden es diese doch wohl auch tun?“

Prediger Marot machte ein sehr ernstes Gesicht; denn diese Auffassung einer so heiligen Sache wie die Ehe war ihm denn doch neu – trotz seines liberalen Standpunktes –, er mußte sich aber nolens volens, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, in diese seltsamen Verhältnisse fügen.

Max Stirners Ehe mit Marie Dähnhardt war in der Folge keine glückliche, wie dies ja auch voraussehen war; denn ein Mann wie Stirner-Schmidt, der dem absoluten Egoismus das Wort redete, indem er sein berühmtes Werk: „Der Einzige und sein Eigentum“ schrieb, daß er allerdings seiner Frau gewidmet hatte (*Meinem Liebchen*, wie er sie in der Widmung nannte), hätte lieber von der Ehe fernbleiben sollen.

Ich erinnere mich, daß mein Vater erzählte, das Ehepaar habe mit dem Kapital der jungen Frau eine Milchwirtschaft in Charlottenburg eingerichtet, wo auch die Brüder Bauer zu Hause waren; denn ihr Vater bekleidete dort die Stelle eines Inspektors der Königl. Porzellan-Manufaktur. Das Milchgeschäft ging indessen nicht gut, da die beiden Eheleute wohl wenig davon verstanden. Der größte Teil des Vermögens wurde verloren, und schließlich ließen die jungen Gatten sich wieder scheiden.

Frau Stirner ging nach London, wo Frau Edgar Bauer sie kennen lernte, wie mir diese später erzählte. Dort verheiratete sie sich wieder und folgte, glaube ich, ihrem Gatten nach Australien. Endlich kam sie doch wieder nach London zurück, wo sie noch vor zehn Jahren als hochbetagte Witwe lebte. Herr Mackay, der das bekannte Buch „Max Stirners Leben“ geschrieben hat, erzählte mir vor ungefähr zehn Jahren, daß er eigens nach London gereist sei, um ein Interview mit Frau Stirner herbeizuführen, damit sie ihm manches, was er zu wissen wünschte, von ihrem ersten Manne mitteilen möchte. Doch diejenige, die einst die Widmung: „Meinem Liebchen“, von dem berühmten Philosophen erhalten, ließ sich von Herrn Mackay, der ihretwegen die weite Reise gemacht, nicht sprechen, sondern ließ ihm sagen, sie habe mit den weltlichen Angelegenheiten abgeschlossen und bereite sich nur auf ihren Tod vor. Die einst so emanzipierte, freidenkende Frau war vollständig in den Händen der Priester. Und als endlich Mackay ihr einige Fragen geschrieben sandte, beantwortete sie diese in höchst mißfälliger Weise über ihren ehemaligen Gatten.

Indessen war die Zeit, in welche die Hochzeit des jungen Philosophen mit seinem „Liebchen“ fiel, eine politisch sehr bewegte für meinen Vater, bis dann das ereignisreiche Jahr 1848 mit seiner Revolution am 18. März hereinbrach.

Agathe Nalli-Rutenberg

¹ Der Vater der D. war der Apotheker Helmuth Ludwig Dähnhardt.

Quelle: Das alte Berlin. Erinnerungen. Mit einem Geleitwort des Geh. Regierungsrat und Stadtältesten Ernst Friebel und einem Anhang zur Familien-Chronik. [2. Aufl., in Tausend nummerierten Exemplaren auf Büttenpapier hergestellt]. (Continent) Berlin [1912], S. 48-50.

*

Die Freien

Noch stiller mag es hergegangen sein, als sie einen Zweiten aus diesem Kreise, und der bedeutendsten Einen, bestatteten. Es war der Dr.¹ Kaspar Schmidt, bekannter unter seinem Schriftstellernamen: *Max Stirner*. Er hatte in Berlin Philosophie studiert, also Hegelsche, und war dann an einer dortigen höheren Lehranstalt angestellt worden. Seine Schüler hatten ihn lieb, weil er sich den Sinn für ihre Jugendlichkeit bewahrt hatte, und dieser Sinn sprach auch deutlich aus dem ersten Buche, das er 1845 veröffentlichte: „Der Einzige und

sein Eigentum“; man hielt es anfangs mit seiner scharfen Absage gegen den Idealismus für eine lustige Verspottung aller Philosophie überhaupt. Auf den Inhalt und die Bedeutung dieses Werkes hier näher einzugehen, liegt nicht in dem Rahmen dieser Erinnerungsblätter, zumal da schon an derselben Stelle (Sonntagsbeilage No. 35 und 36 von 1892) Herr Ola Hansson beides genügend skizziert hat. Das Buch² war aber ein sehr ernstes und trug dem Verfasser auch sehr ernste Folgen ein. Schon daß es „Meinem Liebchen Marie Dähnhardt“

gewidmet war, erregte starkes Bedenken der Behörden, die es für sehr unpassend für einen Gymnasiallehrer¹ hielten, daß er sich öffentlich eines „Liebchens“ rühmte und da sie den Inhalt als eine bössartige Irrlehre erachteten, in der man leider aus keinem einzelnen Satze eine Schlinge knüpfen konnte, so betraten sie einfach den Disziplinarweg und entfernten ihn aus seiner Stelle. Nun wurde er freier Privatlehrer und sein Liebchen seine Frau. Von dieser Trauung, die im Hause stattfand, ist viel Abenteuerliches gefabelt worden, die einfache Thatsache dabei ist, daß, als bei dem Ringwechsel man erst bemerkte, daß diese vom Goldschmied nicht geschickt worden seien, Bruno Bauer, der als Trauzeuge zugegen war, von seiner gehäkelten Ziehbörse die Messingringe herabzog und mit der Bemerkung darbot: „Das hält die Ehe manchmal besser zusammen, als der goldne Trauring“. Und das war ein Prophetenwort.

Von den Wirkungen jenes Buches war nicht viel zu vermerken. Die Fachgelehrten hielten auch hier, wie so oft, das Todsichweigen für ein sehr brauchbares Rüstzeug, im Publikum, auf das die natürliche, klare Sprache des Buches hätte Eindruck machen müssen, verschlang das Jahr 1848 alles andere Interesse. Das gar damals vielen bedeutenden Werken, ja ganzen Zweigen der Literatur für lange oder für immer ein Ende gemacht. Erst nach etwa vierzig Jahren ist Max Stirner wieder zum Leben erweckt worden, und zwar, wie das ja auch mit Schopenhauer geschah, durch Ausländer. War es bei diesem eine Edinburger Zeitschrift, die ihn wieder entdeckte, so war es bei Stirner ebenfalls ein Sohn des philosophischsten aller Völker, ein Schotte, Herr John Henry Mackay, der den unbekannt und verschollenen deutschen Schriftsteller wieder auffand und ihm nachspürte. Seine mühsamen Forschungen haben, so viel wir wissen, nur ein dürftiges Ergebnis gehabt, der literarische Nachlaß Stirners ist in die Hände eines andern Schriftstellers gerathen und bei dessen plötzlichem Tode, wie es scheint, ganz verloren gegangen.

Aber ein Resultat hat diese erneute Behandlung doch gehabt, sie hat gezeigt, daß die Nachwirkungen Stirners, wenn auch in der Tiefe, sich bis auf die Gegenwart erstreckt haben. Herr Ola Hansson hat bereits in dem

oben erwähnten Aufsätze darauf hingedeutet, daß die letzten Werke Nietzsches in ihrem innersten Grunde einen, wenn auch durchaus entartenden Einfluß Stirners verrathen. Nur daß, was bei dem Einen ein freies Vorschreiten predigte, bei dem Andern zum beschränkenden Rückschreiten wurde. Hier der Egoismus als fördernde Triebfeder für Alle, dort als Privilegium für einzelne vom Zufall Begünstigte. Ein zweiter Einfluß, und diesmal ein nachweislich direkter, findet sich bei dem revolutionären Russen Bakunin und dessen Lehre vom Anarchismus. Obwohl Bakunin seine Theorien niemals in ein förmliches System gebracht hat, sind doch einige seiner Sätze wie aus Stirner entlehnt. Und thatsächlich hat auch Bakunin, als er in Berlin studirte, mit Stirner näheren Umgang gehabt, hat auch wiederholt die Zusammenkünfte der „Freien“ besucht und noch nach Jahrzehnten, beim Berner Friedenskongreß, galt seine angelegentliche Nachfrage den späteren Lebensschicksalen unseres Philosophen.

Die Ehe Stirners war eine sehr glückliche gewesen, denn die feinbesaitete Frau liebte ihren Mann, verstand sein Streben und hoffte. Aber in den jungen Hausstand schlich sich die Sorge ein, es fehlte an Beschäftigung, da in der Reaktionszeit Stirners Name als schwarz angestrichen galt, wieder und wieder mangelte es am Nothwendigsten. Da faßte die muthige Frau einen Entschluß, so schwer und so ideal rein, wie nur einstmals der von Charlotte Stieglitz gefaßte, sie trat vor den Mann und sagte ihm: „Meine Gegenwart macht dir Sorge und lähmt deine Arbeitskraft, der Unterhalt reicht für uns Beide nicht hin. Ich finde hier keine passende Beschäftigung, ich habe sie in England gefunden, ich bin dorthin an ein Erziehungsinstitut als Lehrerin berufen. An unserer Liebe ändert das nichts, ich bin und ich bleibe deine Frau und die Sehnsucht nach mir wird deine Arbeitskraft stählen. Die Unterhaltssorge wird dir nun viel leichter und wenn es dir glückt, eine feste Stellung zu erringen, so rufe mich, und ich komme zurück.“ Er wird sie wohl traurig angeblickt haben, aber er widersprach nicht, denn er fühlte, daß sie Recht habe und vertraute ihr. So ging sie. Von da an war er seltener zu sehen, er arbeitete mit großem Eifer. Bald waren die ersten beiden Bände eines groß angelegten Werkes, einer „Ge-

schichte der Reaktion“ druckfertig. Der erste Band behandelte das Entstehen der Reaktion im Gegensatz zu den Grundsätzen der französischen Revolution und charakterisirte die Hauptträger dieser neuen Lehre in England, Frankreich und Deutschland, Edmund Burke, den älteren Comte und Rehberg. Aber schon im zweiten Bande hastete er, er merkte wohl, daß sich für eine in der Entstehung begriffene Bewegung noch kein festes, zusammenhängendes System aufstellen lasse, er übersprang Haller, Maistre und Gentz, um bis zu dem Jahre 1848 zu gelangen, und von da ab die Erscheinungen der Reaktion in Preußen in einfacher Zeitfolge zu behandeln. Das hätte allerdings, da dieser Band nur bis 1850 reichte, noch eine stattliche Reihe weiterer Bände vorausgesetzt, aber mochte er nun den Muth verloren haben zu der im Plane mißglückten Arbeit oder hatte der Verleger von dem Erfolge mehr erwartet, genug, das Werk stand still. Es ist heute noch sehr lesenswerth, da man noch immer die Reaktion nur nach ihren einzelnen Erscheinungen, nicht als ein abgeschlossenes, von einem Prinzip beherrschtes Thun zu beurtheilen pflegt, aber das Buch ist in sehr trockenem Stile geschrieben und hört da auf, wo es die deutschen Leser in stärkerer Weise interessiren könnte. Es fehlte eben die belebende Theilnahme einer gebildeten Lebensgefährtin und das mag er in seinen Briefen nach England oft genug ausgedrückt haben, ohne doch von gebesserten Umständen schreiben und um die Rückkehr der Frau bitten zu können. Sie empfand es wohl zuerst, daß diese Lage unerträglich werde und eine Entscheidung fordere. Als fünf Jahre nach ihrer Trennung sich in London unter Führung

des aus dem Berliner Zeughaussturm bekannten Lieutenants Teschow eine kleine Schaar von deutschen Ausgewanderten zusammen that, die ihr Glück in Australien versuchen wollte, schrieb die Frau Stirners an ihren Gatten, daß sie sich dieser Reise anschließen werde, da ihr jede Hoffnung auf eine deutsche Zukunft verloren gegangen sei. Sie glaube, daß er einwilligen werde und bitte ihn, um auch seinerseits zu einem definitiven Abschluß zu kommen, daß er die Scheidung einleite. Er hat das gethan und die Frau ist abgereist. Welches Schicksal ihr ferner beschieden gewesen, ist nicht bekannt, als Teschow vor einigen Jahren als Greis noch einen Besuch in Europa machte, hat man ihn, der wohl über das Ergehen seiner Gefährtin Auskunft hätte geben können, nicht darum befragt.

Stirner stand nun allein in der Welt, wie das der richtige Standpunkt für den Grundstein seiner Weltanschauung, den Egoismus hätte sein müssen. Aber was war aus diesem fröhlichen Uebermuth geworden? Nur der Rest eines gar traurig zerbrochenen Dualismus war ihm geblieben und eine trostlose Sehnsucht nach Ergänzung seines früheren Seins. Er lebte fortan ganz einsam, man fand ihn nur bisweilen noch in abgelegenen Wirthshäusern, wo er krampfhaft in den Zeitungen sich von seinen Gedanken loszulösen suchte; die einstigen Freunde mied er fast immer. Er ist in Armuth gestorben, und als Mackay vor einigen Jahren nach seinem Grabe suchte, konnte dieses anfänglich nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden.

Guido Weiß

¹ Obwohl Guido Weiß ein Zeitgenosse Stirners war, ihn wohl auch persönlich kannte, setzte er (unwissend?) die Mär fort, Stirner habe einen Dokortitel besessen und sei - siehe weiter unten in diesem Text - Gymnasiallehrer gewesen. Vielleicht war das auch eine Strategie von Stirner selbst, um die Polizei von dem wahren Schmidt abzulenken. Buhl wußte zu berichten, daß Stirner ein sehr vorsichtiger Mensch war.

² Gemeint ist „Der Einzige und sein Eigentum“.

Quelle: Vossische Zeitung. No. 299. Berlin, 25.-30. Juni 1896.

Erinnerungen an die Schmidt's

... Im übrigen machte das Schmidt'sche Ehepaar den Eindruck einer soliden bürgerlichen Ehe; da war von etwas Demimonderischem in keiner Weise die Rede. Ich besuchte sie auch öfter in ihrer Wohnung und wurde der Vertraute ihrer Privatangelegenheiten und finanziellen Speculationen. ... Auch ging ich

öfter mit Marius Daenhardius und dem Einzigem im Thiergarten spazieren, nicht ohne mit ihm über einige seiner kühnsten Paradoxen zu rechten.

Rudolf v. Gottschall

¹ Demimonde: Halbwelt. *D. H.*

Quelle: Aus meiner Jugend. Erinnerungen. (Gebrüder Paetel) Berlin 1898, S. 172/173.

*

Klatsch und Tratsch unter Genossen

Marx an Engels, 13. July 1852:

Der große Techow nebst Madame Schmidt-Stirner wandern nächste Woche nach Australien.¹

Marx an Engels, 30. August 1852:

Der Revolutionsgeneral Techow reist erst in einigen Tagen nach Australien mit Madame Stirner und seiner Braut. Er wohnte nämlich, wie Du weißt, seit geraumer Zeit, hier bei der Stirner. Nun kömmt aber seine Braut, eine

vermögende Person an. Als die Schmidt dies gewahr wird, erklärt sie, sie trete zurück. Aber nun, nachdem die Braut erfahren, Techow habe mit der Schmidt gelebt, erklärt sie, ihn nicht mehr zu wollen, und läßt ihren eventuellen Bräutigam, einen ostpreußischen farmer, herkommen. Nichtsdestoweniger wohnt er bei ihr im Hause und der Bräutigam (der andre) eine Stunde vor London. Armer Buridan-Techow!²

¹ MEW 28, 87.

² MEW 28, 121/122.

*

John Henry Mackays Stirner-Archiv in Moskau (Auszug)¹

Mary Smith solemnly avows that she will have no more correspondence on the subject, handwriting Mr. Buchhändler Haas to return all those undelivered pieces, owned. — She is ill, & prepares for death.

Faksimile:

Mary Smith erklärt feierlich, daß sie keine weitere Correspondenz über diesen Gegenstand zu führen wünscht, und bevollmächtigt Herrn Buchhändler Haas alle diesbezüglichen Schreiben an ihre Eigentümer zurückzusenden. — Sie ist krank und bereitet sich auf den Tod vor.²

Wengleich aus dem von mir exzerpierten Material die eine oder andere Notiz als Hintergrundinformation zur Entstehung von Mackays Stirner-Biographie interessant sein mag, so wäre es kaum lohnend, einzelne hier zitierend hervorzuheben. Einzig der Frage-

bogen, den Mackay Anfang 1898 bei Stirners ehemaligem „Liebchen Marie Dähnhardt“ (so die Widmung des „Einzigem“), die nun als hochbetagte, frömmelnde Frau in London lebte, zur Beantwortung hinterließ, soll hier, samt Antworten, transskribiert werden.¹⁴ Die Antworten wurden auf Englisch offenbar einer dritten Person diktiert und sind hier ins Deutsche übersetzt.

Zur gütigen Beantwortung

1. – Sie kamen im Jahre 1843 zuerst nach Berlin, nicht wahr? – Im Alter von 20 Jahren?

A.: weiß das Alter nicht. Sie ist schon vorher in Berlin gewesen.

2. – Lernten Sie Stirner im Kreise der „Freien“ bei Hippel kennen oder wurden Sie erst später durch ihn dort eingeführt?

A.: Sie hat Stirners Bekanntschaft im Kreise von Freunden im Hause von Dr. Zabel gemacht. Was aus jenen ehrenwerten Leuten [offenbar die „Freien“] geworden ist, weiß sie nicht.

1. Die Heirat fand am 21. Oktober 1843 in der Wohnung Stirners, Neu Cölln, am Wasser 23, statt, nicht wahr? – Wer war an Trauzeugen und Gästen noch anwesend außer Bruno und Edgar Bauer, Ludwig Buhl und Wilhelm Jordan?

A.: weiß nicht, wann die Hochzeit stattfand. Eine junge englische Dame und Assessor Kochius waren noch da.

4. – Wollen Sie die Geschichte mit dem Wechseln der Ringe feststellen?

A.: weiß überhaupt nichts von einer „Geschichte mit Ringen“.

5. – Ihr Vermögen soll nach den Angaben der einen 10.000, nach anderen Angaben 30.000 Taler betragen haben. Ich stelle diese Frage einzig und allein, weil diese Mitteilungen öffentlich gewesen sind.

A.: [nicht beantwortet]

6. – War Ihre Ehe keine glückliche? – Nach außen hin machte sie auf alle einen solchen Eindruck, und wiederholt wurde betont, daß Sie sich so geliebt haben sollen, daß es nie zu einem bösen Wort gekommen sein soll.

A.: [nicht beantwortet]

7. – Wie verschwendete Stirner Ihr Vermögen, da Sie beide doch sehr einfach gelebt haben sollen? – Wurde sein Buch auf seine Kosten gedruckt? – War die Schuld Bruno Bauers an Sie nicht eine hohe?

A.: Herr B. Bauer hat seine Schulden bezahlt. Sie wird noch immer sehr ärgerlich, wenn sie daran denkt, wie ein gebildeter Mann das volle Vertrauen, das eine schwache Frau in ihn hatte, so zu seinem Vorteil ausnutzen konnte. Deshalb zog sie sich damals zurück und konnte ihn nicht mehr respektieren. Sie weiß nur, daß er Schulden hatte, die er wahrscheinlich trotz allem nie beglichen hat. Kurz bevor sie nach England ging, hat sie ihm noch die Fingerringe abgenommen.

8. – Wann verließen Sie Berlin?

A.: vergessen.

9. – Die Trennung erfolgte auf Ihren Vorschlag. War es nicht ein gütliches Auseinandergehen mit der Absicht der Wiedervereinigung unter besseren Umständen?

A.: Nicht von ihrer Seite aus, denn sie sei ein moralischer Mensch, verdiene ihr Brot selbst und sei nicht so raffiniert wie Stirner, der von Schulden lebte und zu faul war, für sie zu arbeiten.

10. – Wie lange korrespondierten Sie noch miteinander? – Sind die Briefe noch erhalten?
A.: hat's vergessen.

11. – Wann erfolgte die Scheidung? – Wurde sie in Berlin vollzogen?

A.: vergessen.

12. – Stirner war noch an der Gropius'schen Töcherschule, als er Sie heiratete. Trat er aus infolge seines Buches? – War er je Gymnasiallehrer?

A.: Sie hat ihn gebeten, dort zu bleiben, weil dies eine kleine Hilfe war, aber er war zu stolz und zu faul dazu.

13. – Welche seiner Verwandten standen ihm am nächsten? – Seine Mutter überlebte ihn? – War sie in Berlin? – Was für eine Frau war sie? – War sie wirklich geisteskrank?

A.: Sie [M. D.] kannte niemanden aus seiner Verwandtschaft. Sie glaubt nicht, daß seine Mutter, die er als „geisteskrank“ bezeichnete, in Berlin lebte.

14. – Erschien je ein Bild Stirners in einer Zeitung, dessen Sie sich erinnern? – Ist die beiliegende Skizze [vermutlich die von Engels] einigermaßen ähnlich? – Existiert ein Bild noch? – Sind Sie im Besitze eines solchen?

A.: [... unleserlich ...] Die Skizze hat keine Ähnlichkeit mit ihm.

15. – Wer war Stirners bester Freund? – Bruno Bauer? – Edgar Bauer? – Ludwig Buhl? – E. Meyen? – Albert Fränkel? – Eduard Saß? – Hatte er überhaupt intime Freunde? – Es wird bezweifelt.

A.: war zu egozentrisch, um wahre Freunde zu haben.

15. – Kannten Sie Arthur Müller? – Er muß zu Stirners letzten Bekanntschaften noch gehört haben. Lebt er noch?

A.: kennt ihn nicht.

17. – In wessen Hände mögen seine Papiere gekommen sein?

A.: sie weiß es nicht.

18. – An wen könnte ich mich wenden, um noch Aufschlüsse für meine Arbeit zu erhalten?

A.: Wenn Dr. Zabel noch leben sollte, könnte er etwas wissen.

19. – Ist folgende Personalbeschreibung Stirners richtig? – Mittelgroß – blond – „wie ein höherer Lehrer“ – silberne Brille – sanfter Blick aus blauen Augen – stets saubere, einfa-

che Kleidung – unauffällig in jeder Beziehung.
A.: Er sah aus wie ein „Dandy“, wie jemand, der durch ein gefälliges Äußeres sein Inneres verbergen möchte.

20. – Ist folgende Beschreibung seines Charakters richtig? Zurückhaltend in jeder Beziehung – leidenschaftslos in jeder Beziehung – kein Trinker – kein Raucher [M. D.: er rauchte den ganzen Tag] – innerlich überlegen [M.D.: eher sehr gerissen] – passiv bis zur Gleichgültigkeit – durchaus vornehm in der Gesinnung – kein Klatscher – kein Debatteur – nie roh, nie zynisch – sehr freundlich, aber schwer zugänglich im Umgang.

A.: [keine, bis auf die Anmerkungen in eckigen Klammern]

21. – Hat Stirner je eine Andeutung gemacht, aus der hätte hervorgehen können, daß seine Arbeit eine Satire sei?

A.: nicht ihr gegenüber.

22.– [fehlt]

23. – Welche literarischen Quellen endlich könnten mir noch Aufschluß geben über Stirners Wirksamkeit? – Für welche Zeitungen schrieb er? – In welchen Büchern ist er erwähnt?

Zeitschriften: [keine Angabe]

Bücher: kann sie leider nicht sagen; er übersetzte ein Buch von Adam Smith zu ihrer Zeit, aber sie weiß nicht, ob er damit fertig wurde.

Die Fragen sind in Mackays Handschrift ziemlich flüchtig geschrieben; dies, ihre Formulierung sowie Mackays Schilderung des Besuches bei Marie Dähnhardt lassen vermuten, daß er den Fragenkatalog, nachdem ihm ein Interview nicht gewährt wurde, in großer Eile geschrieben und mit der Bitte um Beantwortung dort gelassen hat. Das Ergebnis konnte nicht sehr brauchbar sein. Einige der Antworten findet man in Mackays Stirnerbuch (ohne Quellenangabe) wieder. Am interessantesten erscheint mir jedoch seine Frage Nr. 21 zu sein, da sie auf eine gravierende Unsicherheit des „Erzstirnerianers“ Mackay in Bezug auf das Wesen des Stirner'schen Werks schließen läßt. Mackay hat, wie seine sonstigen Schriften zeigen, im Grunde nicht die spezifisch Stirner'sche Position vertreten, sondern stets den „nordamerikanisch“ geprägten „Individualanarchismus“ seines Freundes Benjamin R. Tucker, d. h. einen sehr radikalen Liberalismus, der von Jefferson, Andrews, Spooner und anderen amerikanischen Denkern herrührt. Daß Stirners Kernidee eine ganz andere Qualität hat, hat Mackay offenbar gespürt; aber er hat sie nicht nachvollziehen können und war geneigt, gerade sie nicht ernst zu nehmen – deshalb der Satireverdacht.³

Bernd A. Laska

¹ In: Der Einzige. Vierteljahresschrift des Max-Stirner-Archivs Leipzig. Nr. 3 /7), 3. August 1999 (155 n.St.E.), S. 6-8.

² J. H. Mackay. Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Mit vier Abbildungen, zahlreichen Facsimilen und einem Anhang. Mackay-Gesellschaft, Freiburg/Br. 1977, S. 228.

³ vgl. Laska, Dissident, a. a. O., S. 62-65: sowie: Bernd A. Laska: Artikel „Anarchismus, Individualistischer“. In: Lexikon der Anarchie, hrsg. V. Hans Jürgen Degen. Bösdorf: Verlag Schwarzer Nachtschatten 1993 ff.

Marie Dähnhardt

Nachdem wir Stirner kennen gelernt haben, wird sich unser Interesse zunächst auf die junge Frau richten. Da sie die Aufmerksamkeit so vieler auf sich gezogen hat, ist es nicht schwer *Marie Dähnhardt's* Bild zu zeichnen: ein in jeder Beziehung sympathisches.

Eine schlanke, anmutige Blondine von kleiner, voller Gestalt mit auffallend reichem Haarschmuck, den sie, um es mit dem Ausdruck der damaligen Zeit zu bezeichnen: a la neige – in geringelten die Schläfen bedeckenden Locken – trug, mit zartem, rosig angehauchtem Teint, von raschem und energischem Wesen, „durchaus verständig“, aber ohne besondere geistige Begabung, übte sie mehr durch ihre natürliche Frische als durch eigentliche Schönheit – denn eine Schönheit war sie nicht – eine unverkennbare Anziehungskraft auf die Männer aus. Dieser Kraft war sie sich bewußt, wenigstens war sie es sich in Berlin geworden.

Sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, wußte sich gut zu benehmen, auch in Gesellschaft, hielt sich immer ernst und verkehrte bei Hippel unter den „Freien“, wo sie den Spitznamen Marius Daenhardius führte, so zwanglos, wie jeder andere Gast. Wenn es auch gar keinen Zweifel duldet, daß sie „Zigarren rauchte“, mit der langen Pfeife auf den Buden der Studenten gesehen wurde, Billard, und zwar ausgezeichnet, spielte, und das Münchner Bier, das damals in Berlin aufkam, ebenso gern und aus ebenso großen Seideln wie die Männer trank, so ist es ebenso zweifellos, daß sie all dieses nicht nur allein aus innerer Lust, sondern auch aus jenem Trieb heraus tat, in dem sie, die im Grunde durchaus Bürgerliche und „Gesittete“, sich zu emanzipieren suchte.

Es ist oft, und nur allzu erklärlicherweise, behauptet worden, daß sie „ein solches Leben“ nur ihrem Mann zuliebe geführt habe. Es ist nicht wahr. Jener Drang, der sie nach Berlin geführt hatte; dem mißverstehend sie sich immer mehr und mehr hingab; der sie in derselben Unbekümmertheit an den lauten Tisch der Männer wie unter die jungen Studenten führte; der sie sogar an den spätabendlichen Ausflügen der Bande in die Bordelle der alten Königsmauer – wohin man natürlich nur ging, um dort so lange den größten Ulk zu treiben,

bis man hinausgeworfen wurde – dieser Drang, der sie an solchen Ausflügen in Männerkleidern teilnehmen ließ, hatte sie schon ergriffen, als sie Stirner noch gar nicht kannte.

Daß ihr ursprüngliches Gelüst sie weiter trieb, als sie anfangs gewollt hatte, ja auch nur ahnen konnte, das war nicht dessen Verschuldung. Bei seinem ruhigen, passiven Wesen ist es ganz undenkbar, daß er sie je zu etwas überredet oder gar verleitet hätte, was ihrem eigenen Wunsch und Willen zuwider gewesen wäre. Das soll noch weiterhin begründet werden.

Gewiß ist auch, daß sie ihren Mann von Anfang an nicht verstand. Wahrscheinlich erschienen ihr die lauten und lärmenden Kneipgenossen von Hippel, unter denen sie so unbefangen saß, noch ein Kind an Gemütsart und Unerfahrenheit, mit der sie die oft wüsten Reden, Anspielungen und Zoten anhörte, die sie nicht begriff und denen sie nur deshalb so ruhig zuhören konnte, wahrscheinlich erschienen ihr diese „Freien“ um vieles freier als der ruhige Mann, der sie tun und treiben ließ, was sie wollte, und, ohne Menschenkenntnis, wie sie war, ließ sie ihn später heimlich entgelten, was die andern verschuldet, wenn von irgendeinem Verschulden auf einer Seite überhaupt die Rede sein kann.

Vielleicht aber, und das erscheint nach allem das Wahrscheinlichste, hat sie damals nie darüber nachgedacht, was die einen beherrschte und den anderen bewegte, ist in dem fröhlichen Strom mitgeschwommen, wie ihre Jugend es ihr mit Recht gebot, und hat durch die trüben Schleier späterer Erlebnisse, die sich über diese Tage deckten, nicht mehr zu erkennen vermocht, was unter ihm – in den Knäuel ihrer Reue verwirrt – lag.

Freiwillig und gern ist sie in jenen Kreis gegangen, weil es ihr in ihm gefiel, freiwillig hat sie sich, nicht seinen Ton, dazu war sie zu geschmackvoll, aber seine freie und bei allen Ausschreitungen doch so schöne und teilweise großartige, nur noch so wenig durchgebildete Lebensauffassung zu eigen gemacht. Stolz und nicht ohne Kühnheit ist sie somit nur ihren eigensten Neigungen gefolgt.

Und daß sie getan hat, was sie wollte, und daß Stirner sie tun ließ, was sie wollte, das mag

sie in den Augen der Eheknechte natürlich so verabscheuungswürdig erscheinen lassen, wie sie es späterhin in ihren eigenen war, aber es kann uns beide nur lieber machen. Jede gegenseitige Bevormundung hätte übrigens so ganz und gar nicht in das Wesen der Beteiligten gepaßt, denen „die Ehe“ nur ein loses Band, das rein äußerlich um sie geschlungen war, bedeutete. Und nicht an der „Untreue“ der Frau – wie lächerlich! – ist „diese Ehe zugrunde gegangen“, sondern einzig und allein unter dem Druck der Verhältnisse, den er und sie leider nur allzubald empfanden.

Ihr guter Geschmack hat Marie Dähnhardt immer davor bewahrt, ihre Affären, die sie allein und nur sie angingen, und denen natürlich auch hier nicht nachgegangen wird, an die große Glocke zu hängen, und nach außen hin war sie immer und für alle die unnahbare Frau, an die sich kein Gedanke, geschweige denn ein Wunsch so leicht herangewagt hätte. Nur einmal soll es zu einer Szene gekommen sein: sie hatte anfänglich den zweideutigen Sinn einer Bemerkung nicht verstanden; als sie auf ihn aufmerksam gemacht wurde, soll ihre berechnete Empörung zum vollen Durchbruch gekommen sein.

Allgemein geachtet und allgemein beliebt, wie Stirner selbst, war sie die unbestrittene weibliche Zierde des Kreises, wenn sie in ihm erschien. Denn sie war durchaus nicht die einzige Frau in ihm, wie wir gesehen haben. Besonders befreundet soll sie unter den Frauen, die mit ihr dort verkehrten, mit der damals noch unverheirateten Frau des Dr. Wiß, und ebenfalls gut bekannt mit Karoline Faucher gewesen sein.

Diese Jahre, die letzten seiner Lehrtätigkeit und ersten seiner Ehe mit Marie Dähnhardt –

also ungefähr von 1843 bis 1845 – dürfen als der *Höhepunkt* in Max Stirner's Leben betrachtet werden, wenn überhaupt eine solche rein auf die äußeren Tatsachen aufgebaute Annahme erlaubt ist.

Von seiner Tätigkeit in der Töchterschule der Mme. Gropius nicht allzusehr in Anspruch genommen, hat Stirner Muße genug übrig, um die letzte Hand an die Vollendung seines Lebenswerkes zu legen, das als Ganzes bereits dastand: Jeder, der weiß, was das heißt, wird gerade eine solche Zeit – noch unerfüllter Erwartung und Hoffnung und doch schon getaner Arbeit – als die glücklichste im Leben des schaffenden Geistes bezeichnen.

Er hat ein junges Weib, das er, was auch gesagt werden mochte, liebte.

Offen stand ihm ein Kreis von Männern, die ihn – mehr und mehr von seiner Bedeutung überzeugt – ausnahmslos achteten, anregten und stets gern in ihrer Mitte sahen.

Und er hatte – zum ersten Mal in seinem Leben – Geld. Denn Marie Dähnhardt, die ihren Vater frühzeitig verloren, war im Besitz eines für damalige Begriffe stattlichen Vermögens. Es betrug zehntausend Taler, nach anderen Angaben sogar dreissigtausend. Richtig ist wohl die erstere Zahl.

Der Mann wurde daher vielfach beneidet, und leuchtend und wärmend stand die Sonne des Glücks an dem Himmel der jungen Eheleute, die nicht an Wolken und Wetter dachten und völlig sorglos und unbekümmert in den kurzen Tag hinein lebten, der ihnen beschieden war.

Doch beide für eine kurze Spanne verlassend wenden wir uns jetzt zu dem Werke, das ihm, der es geschaffen, und ihr, der es gewidmet, nicht mehr, sondern uns allen gehört.

John Henry Mackay

Quelle: John Henry Mackay: Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Mit vier Abbildungen, zahlreichen Facsimilen und einem Anhang. Reprint der dritten völlig durchgearbeiteten und vermehrten, mmit einem Namen- und Sachregister versehenen Auflage. Mackay-Gesellschaft, Freiburg/Br. 1977, S. 118-121.

Marie Dähnhardt

Wir erwähnten schon, daß bei den „Freien“ auch Damen verkehrten. Unter ihnen war Marie Wilhelmine Dähnhardt (geb. 1818), Tochter eines wohlhabenden Apothekers aus Gadebusch, die, vom Emanzipationsgelüst jener Tage gepackt, nach Berlin gekommen war, um hier das „größere“ Leben kennen zu lernen. Stirner traf mit ihr im Hause eines „Freien“, des Dr. Friedr. Zabel, späteren Begründers der Nationalzeitung, zusammen, und von da ab öfter an den Abenden bei Hippel. Wer eine erste Ausgabe des „Einzigens“ (Leipzig, Otto Wigand, 1845) in die Hand bekommt, findet auf dem Titelblatt die Widmung: „Meinem Liebchen Marie Dähnhardt.“

Da sie, im Gegensatz zu Stirner, durchaus nicht so geheimnisvoll durch ihre Zeit geschritten ist, die „Aufmerksamkeit so vieler auf sich gezogen hat“, „allgemein geachtet und allgemein beliebt, die unbestrittene weibliche Zierde des Hippelschen Kreises war, wenn sie in ihm erschien“, so ist uns ihr Bild erhalten. Wir geben es am besten mit den Worten des Biographen selber wieder (Mackay, „Max Stirner“ S. 126): „...“*)...

So sahen diese beiden Menschen aus, die am 21. Oktober 1843 den Ehebund schlossen; von einer Leidenschaft verlautet wiederum auf keiner Seite etwas. Wir erfahren nichts von der Vorgeschichte, nichts von der Werbung; nur daß das Band „mit Einwilligung“ der Mutter Marie Dähnhardts geknüpft wurde. Dennoch steht wenigstens auf Stirners Buch: „meinem Liebchen“ – zur Zeit, als Marie Dähnhardt längst Frau war. Das ist sehr beachtenswert; denn wollte er sie einfach ehren, ihr (aus irgendwelchem Interesse) schmeicheln, so hätte er dasselbe mit „Meiner Frau“ erreicht. Oder will man Tendenz darin erblicken? Dann hätte er noch weniger lügen dürfen, sagen wir besser – gelogen! War Marie Dähnhardt eine „Emanzipierte“, so soll man nicht vergessen, daß auch der Emanzipiertesten noch der Name „Frau“ besser als „Liebchen“ klingt; der Allerfreiesten aber – mindestens ebensogut. Wollte Stirner also gar kränken oder vielmehr: wollte er Rechthaber sein, irgend etwas präntendieren, auf etwas ostentativ bestehen? Dann brauchte man nur auf eine

Stelle im „Einzigens“ zu deuten (S. 378 [EE 1991]): „Die Dinge schaut man eben recht an, wenn man aus ihnen macht, was man *will* (unter Dingen sind hier Objekte, Gegenstände überhaupt verstanden, wie Gott, unsere Mitmenschen, *ein Liebchen*, ein Buch usw.)“ – ein Wort, das ganz zufällig unterlaufen sein kann, übrigens auch schon eine ganz andere Terminologie für „wollen“ voraussetzt. Seien wir einfach und sagen, daß die Widmung, so wie sie dasteht: auf dem Titelblatt eines Werkes, dem ein Mensch zum ersten und einzigen Male seine Seele anvertraut hat, das nun dauernd in der Welt sein soll und im ganzen viel zu groß angelegt scheint, um irgend einen persönlichen Zwist in Permanenz zu erklären – im Gegenteil nur eine wirkliche und höchste Liebeserklärung bedeuten könne. Aber wieder quälen uns Zweifel; paßte denn überhaupt vor dieses Buch, das sich über dem Schutt von zehn Jahrhunderten aufpflanzt und einer zweitausendjährigen Moral die eklen Mitleidsfetzen vom Leibe reißt, die – häusliche Widmung? Es ist anzunehmen, daß Marie Dähnhardt das Werk nicht verstanden oder doch, nach ihrem Verhalten zu schließen, in seinem Werte nie zu würdigen gewußt hat; sollte sich doch etwas Tieferes hinter dieser Zuneigung verbergen, eine neue „Aktivität“, etwa um die Zensur, etwa um Marie Dähnhardt selbst – einzuwiegen?

Aber was soll auf einmal die unangenehme Spürnase!?

Wie wir auf so seltsame Dinge kommen? Man achte auf die dürren Fakta und was zu ihrer Erklärung vorliegt! Vor wenigen Jahren noch hat die Frau Stirners, fast achtzigjährig, in London gelebt und dem Biographen ihres Mannes, den zu empfangen sie sich fast entristet weigerte, auf dringendes Ersuchen zuletzt schriftlich einige „Fragebogen“ beantwortet. Was Marie Dähnhardt über ihren einstigen Gatten sagt, wäre, wenn man die Worte einer Greisin, die mit dem Leben abgeschlossen hat und voller Reue auf eine bewegte Vergangenheit zurückblickt, zu sehr ins Gewicht fallen ließe und überdies den Maßstab der bürgerlichen Moral für den Mann, der ihr offen abgesagt hat, nicht allzu unangemessen fände, kompromittierend genug. Sogleich, da sie gebeten wird, Auskunft zu erteilen, sind

*) Siehe in diesem Heft S. 12

ihre ersten Worte, „wie sie dazu komme, zur Zeugin für das Leben eines Mannes aufgerufen zu werden, den sie je weder geliebt noch geachtet habe“? Und da sie sich doch zu einer Äußerung herbeiläßt, sind es schwere Anschuldigungen, die wir hören. Stirner sei auch im Leben der bare Egoist gewesen, der einzig aus diesem Grunde nie Freunde besessen hätte; und was ihre Ehe beträfe, so habe sie „mehr ein Zusammenleben in demselben Hause als eine Ehe“ heißen können. Und nun folgen die heftigeren Vorwürfe: „Er war zu stolz und zu träge, für sie zu arbeiten“; er gab seine Lehrerstelle auf, obwohl sie ihn gebeten, den kleinen Verdienst zum Leben zuzusteuern. Er verschleuderte (!) in kurzer Zeit das nicht unbeträchtliche Vermögen, das sie ihm in die Ehe mitgebracht, hat „ihr Vertrauen betrogen, mit dem sie ihm alle ihre Mittel anvertraut“, und so Vorteil „aus der Lage eines schwachen Weibes gezogen“. Er war „very sly“*) – so resümiert sie schließlich seinen Charakter. Was sollen wir zu allen diesen Vorwürfen des „Liebchens“ sagen?

Zunächst noch der äußere Verlauf der Ehe.

Sie blieb kinderlos; und was über das bloße „Nebeneinanderleben“ der Gatten gesagt ist, wird sicher seine Richtigkeit haben. Das Vermögen, von dem Marie Dähnhardt spricht, betrug nicht weniger als zehntausend Taler, nach einigen sogar mehr, für die damalige Zeit gewiß eine beträchtliche Summe. Hier von lieb jedoch schon im ersten Jahr der Ehe Marie selber an Bruno Bauer zweitausend Taler, die nur in sehr kleinen Raten abgezahlt wurden. Schon im Sommer 1846 klopfte dann die Not so hart an die Tür der beiden, daß Stirner gezwungen war, durch ein Inserat in der Vossischen Zeitung um ein Darlehen von sechshundert Talern zu bitten; ob er es erhalten hat, ist fraglich. Und noch Ende desselben Jahres, spätestens Anfang 1847, kam das, was tatsächlich wohl längst geschehen war, auch äußerlich zum Ausdruck: die Gatten trennten sich (vorläufig ohne gerichtliche Scheidung, die erst um 1850 erfolgte), Marie Dähnhardt ging nach London, und Stirner blieb in Berlin. Sie hat dann noch die allerschwersten Schicksale durchlebt und seltsame Wandlungen erfahren; der Biograph fand sie in den Händen

der Kirche, damit beschäftigt, „Seelen zu retten“: muß sie da nicht auf ihr ganzes früheres Leben wie auf eine einzige Verirrung blicken? Was sollen wir mithin zu alledem sagen?

Wir müssen noch einmal zurück zu Hippel. Dort verkehrte Marie Dähnhardt; – ein jubelndes Hallo begrüßt heute die Eintretende, sie ist wieder einmal in Männerkleidern erschienen, und das bedeutet, daß sie mit den „Freien“ bis tief in die Nacht hinein schwärmen will. Sie schüttelt jedem kräftig die Hand; man reicht ihr zum Willkommen ein frisch gefülltes Bierglas – jetzt schlägt sie's zwar aus, aber später wird sie doch vielleicht unter allgemeinem Beifall tapfer ihre zwei, drei Schluck hinunterwürgen. Sie scherzt, sie lacht, sie neckt; setzt aber plötzlich, da es ihr genug wird, die allerernsteste Miene auf und ist jetzt nur noch für ernste Gespräche zu haben ... Sie hat vielleicht ihren Freundinnen, die auch im Kreise verkehren, etwas Wichtiges ins Ohr zu sagen. Der nächste Nachbar tut sehr begierig, Mitwisser zu werden, wird aber abgeblitzt ... Oder aber, sie geht mit einem Male auf den einzigen in der Gesellschaft, von dem man heute abend noch kein lautes Wort gehört hat, der heute noch kein Mal gelacht, noch keinen Scherz erzählt und – anscheinend – von ihr selbst noch nicht die geringste Notiz genommen hat: auf Stirner zu, klopft ihm auf die Schulter und fragt ihn, wiederum sehr ernsthaft, nach seiner Ansicht über – Proud'hon; und da er zunächst ein bißchen mißtrauisch blickt, so hält sie ihn doch fest und läßt den anfangs Einsilbigen auch nicht wieder los, bis er sich selbst in Feuer geredet hat; und – da ist sie zufrieden ... Es wird ein vergnügter Abend. Allzulange bummeln sie heute nicht. Aber Stirner darf sie heute vielleicht ein bißchen länger begleiten ...

So oder anders mag es gekommen sein; ... so oder ähnlich ging es jedenfalls bei Hippel zu. Sollte Marie Dähnhardt wirklich nichts an Stirner gefesselt haben? – aber warum heiratet *sie*, eine Freie und Unabhängige, *sie*, die ein Vermögen besitzt, von all den jungen Leuten, die in dem Kreise verkehren und auf welche sämtlich sie eine große Anziehungskraft ausgeübt hat, denn gerade *ihn*? Etwa seiner glänzenden „Position“ wegen? Nachher erfahren wir ja ausdrücklich, daß das, was Stirner verdiente, als „kleine Hilfe“ im Haushalt freilich

*) Auf seinen Vorteil; schlau - Anm. von Anselm Ruest

willkommen war ... Also warum denn? Wer zwang sie? Sie stand in vollster Blüte, war noch nicht fünfundzwanzig; nichts drängte, bedrängte sie. Oder, am Ende – vielleicht doch schon etwas? Vielleicht – der Dämon des Mannes, der dort so rätselhaft sich gleichbleibend an jenem Ende der Tafelrunde sitzt, so seltsam sich abhebend von all den schwärmenden, erhitzten Jünglingen und – Männern, vielleicht unter allen diesen Enthusiasten und Worthelden der einzige wirkliche Mann? So viel leuchtet doch wohl ohne weiteres ein: in Konkurrenz mit den Schmach tenden, Liebegirrenden oder mit den genialisch Hinreißen den wird und kann sich *der* da nie begeben; ... aber vielleicht bedeutete er gerade darum für die eigentlich Begehrlichen die gefährlichste Konkurrenz? Zu den Angreifern, in *diesem* Sinne zu den Aktiven (das kann nun einmal als zweifellos gelten), hat sich Stirner auch diesmal nicht gesellt; aber selbst einmal angegriffen: vielleicht besaß er unter allen die außergewöhnlichsten Fähigkeiten, festzuhalten und hat sich ihrer dann zu bedienen auch keineswegs verschmäht? Frauen haben, man weiß es, einen seltsamen Instinkt, ein allererstes unfehlbares Feingefühl für jegliche Überlegenheit; so wenig sie später sich Rechenschaft abzulegen imstande und um so mehr dann die – Enttäuschten sind, zunächst wittern sie am allerschärfsten. *Der* Mann fällt also Marie Dähnhardt auf; und wie die bigotte achtzigjährige Frau, die in London fromme Traktätchen verteilt, dermaleinst in ihrer Jugend sich in solchen Fällen benommen hat, das wissen wir aus ihren Briefen, die sie später nach Deutschland geschrieben hat. Der Biograph erzählt's, „wie sie in einem Bus einen jungen Mann sieht, so schön, daß sie sich gar nicht satt an ihm sehen konnte. Bald hätte sie es ihm gesagt. Er merkt es auch ...“* Also – auch Stirner muß es merken, bekommt es zu erfahren; aber vor den Augen des Mannes, dessen ganze Gedanken ein Lebenswerk beschäftigt, und der doch die Wege noch dunkel und ungebahnt sieht, auf denen es einmal in die Welt soll, taucht plötzlich ein hohes und blendendes Glück auf, beinahe berauschend für diesen – Egoisten ... Da sitzt er bei Frau Burtz und denkt noch gar nicht daran, zu zie-

hen; zum Schreiben langt's noch hin; ja – und dann? – die Öffentlichkeit? Das erste ist doch, daß er die Stelle an der Schule aufgeben muß; eine Privatanstellung ist's zwar nur – aber Stirner ist doch nicht blind! Ja – und dann? Marie Dähnhardt kann ihn retten; sie ist reich und ohnehin so frei, so vorurteilslos; er wird sie in alles einweihen, sie wird ihn verstehen. Wir wissen nicht, wieviel Liebe, wieviel unterdrückte Sinnlichkeit obendrein hinzugekommen ist; man wird nur billig von dem Sechsenddreißigjährigen nicht verlangen, daß er schwärmen soll wie ein Jüngling. Aber er ist ihr aufrichtig gut; und sie, Marie Dähnhardt, hat ihn bevorzugt, begehrt ihn. Seine Ansichten über Sittlichkeit kennt sie; es sind, äußerlich wenigstens, d.h. soviel sie überhaupt davon versteht, die ihren. Wen es übrigens beruhigt, die Frau des Immoralisten rein und makellos zu wissen, dem sei es ausdrücklich gesagt; hier verbarg sich in der lediglich zu Scherz und Kurzweil gespielten Hosenrolle noch die keuschesten, traditionellste Seele. In anderen Dingen, z.B. in Religionssachen, dachte die spätere Büberin und fromme Christin damals wirklich freier; nun – wer dachte denn damals nicht freier? Und Stirner –? Es ist schwerlich anzunehmen, daß er sich von länger her mit dem Gedanken einer zweiten Heirat getragen habe; nun aber war ihm plötzlich ein großer, glänzender Traum aufgegangen; sie, die „Freie“, wollte ihn, und er zögerte nicht, alles aufzubieten, festzuketten, was doch nur ein – Glück war und (er wußte es!) über Tag vergehen konnte, wie es gekommen ... Sie wird enttäuscht werden – vielleicht sah er es deutlich; konnte ihr, der Lebenslustigen, auf die Dauer der Mann genügen, dessen ganze „egoistische“ Liebe im Grunde so – seinen Gedanken, nicht ihr gehörte? Aber sollte, durfte er verzichten – und was wird aus seinem Werke? Nun wird er es ihr widmen, er wird anerkennen, welcher Macht es im Grunde seine Veröffentlichung dankt ... Er wird sie, Marie Dähnhardt, von seiner Bedeutung überzeugen ... Er wird ihren Namen unsterblich machen, ihr neue Liebe einpflanzen, wenn die alte erloschen sein sollte ... Eine große Hast und Entschlossenheit kommt in den „Passiven“. Er bezieht eine eigene Wohnung, verläßt die Familie, seine „Angehörigen“, bei denen er fast zehn Jahre gewohnt

* Siehe in diesem Heft S. 23/24.

hat ... Noch im selben Jahr, da er sie kennen gelernt hat, läßt er sich mit ihr trauen ... Versteht man nun, was das „Meinem Liebchen“ auf dem Titelblatt des Werkes bedeutet? Ist es nicht, nachdem sie längst Frau geworden, wie ein Memento an die Zeit, wo sie ihn noch verstanden, wo sie wenigstens den Glauben noch weckte, als verstünde sie ihn, eine Erinnerung jetzt, wo längst die ersten Vorwürfe gefallen sind, daß er nicht „für sie arbeiten“, die „kleine Hilfe“ seines Verdienstes zu ihrem Vermögen zuschießen wolle, und sie so gar nicht einzusehen vermag, daß ihr Mann aus anderen Gründen kündigt, als um sie zu – kränken!

Aber wenigstens an der Schwelle dieser Ehe, die in solcher Weise verlaufen sollte, steht noch: einfach, schlicht, dem großen Stil des Mannes angepaßt, die Trauung selbst; und hier eben erscheint auch Marie Dähnhardt noch ganz als diejenige, der der Egoist offen und rückhaltlos alles anvertrauen konnte, die er nicht bloß heimtückisch in seine Netze zu fangen brauchte, „um Vorteil aus der Lage eines schwachen Weibes zu ziehen“. Diese Szene ist die einzige im Leben des Mannes, „die wirklich hellbeleuchtet dasteht“; und über sie „ist so viel geschrieben und geredet worden – weit mehr als über sein ganzes Leben zusammengenommen“ (Mackay); man muß aber auch sagen – ein echter Stirner! Die bloße Ziviltrauung gab es damals noch nicht; ein Prediger (natürlich wählte man den freiesten) war notwendig. Auf dem Zimmer des Bräutigams versammeln sich die Trauzeugen und Gäste; erstere sind Bruno Bauer und Ludwig Buhl, dieser ebenfalls vom engsten Ringe der „Freien“, eine glänzend begabte Natur mit dem Zug ins Große, nur haltlos und leicht alles Maß vergessend, wohl einer der treuesten Bewunderer Stirners; unter den Gästen befindet sich auch der Dichter Wilhelm Jordan. Da der Pfarrer eintritt, werden die Karten, mit denen man soeben gespielt hat, beiseite gelegt, Buhl aber wird nur „mit Mühe aus seinen Hemdsärmeln in seinen schäbigen Alltagsrock hineingenötigt“. Die Braut läßt auf sich warten; nun erscheint sie: in einfachem Kleide, ohne Myrtenkranz, ohne Schleier – zum großen Erstaunen des Predigers. Aber neue Überraschung; eine Bibel wird gesucht und wird nicht gefunden ... Während

der „dürren, nüchternen“ Rede des Predigers sehen einige Gäste zum Fenster hinaus. Und nun – höchste Verlegenheit: der Prediger kann den eigentlichen Akt der Angelobung nicht vollziehen, denn es sind, „wahrscheinlich aus Vergeßlichkeit“, keine – Ringe bestellt worden.

In dieser seltsamen Situation kommt Bruno Bauer, nach anderen Stirner selbst, auf den entzückenden Ausweg, seiner gehäkelten Geldbörse die beiden Messingringe abzustreifen und sie dem Prediger mit den Worten zu übergeben, daß sie „die Ehe ebensogut oder besser zusammenhalten könnten, wie goldene.“

Und das waren die Trauringe Max Stirners und Marie Dähnhardts.

Aber diese Ehe, wir wissen es schon, war weder durch Messing noch durch Gold zusammenzuhalten . . .

Verfolgen wir denn auch noch in kurzem die Ehejahre an der Hand kälterer und beredterer Zeugnisse, als sie aus dem Munde einer bußfertigen Greisin erwartete werden durften. Wie froh wäre freilich der Biograph, wenn er auch nur solche noch für die letzten Lebensjahre zur Verfügung hätte: indes dieses Leben hat seinen Höhepunkt erreicht; und jetzt verschwindet es rasch in Nacht und Dunkel. – –

... Mancher junge Kerl saß da wohl noch bei Hippel und sah bewundernd auf den Schreiber des Buches ...; an der Sache konnte das nichts ändern!

Nur die Form des Verkehrs war noch geblieben, der Inhalt in Staub und Asche zersunken ... Stirner hatte sich den zweiten *Absagebrief an die Welt*, an seine Welt geschrieben ...

Sollen wir verraten, an wen noch? An Marie Dähnhardt! Auch sie war ja eine „Freie“. „Frei“ in dem Sinne, wie sie hier alle frei waren, d. h. bis zum Halse noch so in Vorurteilen steckend, wie sie niemals vollzähliger als im „Einzigem“ aufgeschrieben wurden. *)

Wie werden es sogleich zu spüren bekommen. Vorläufig verdient der Vorwurf Marie Dähn-

*) Z. B. hatte Stirner, was für das Folgende beachtet werden soll, die Arbeit als „Ehre und Stolz“ des Menschen, als seinen „Beruf“, aller Hoheit entkleidet und sie nur als das „Unvermeidliche“ hingestellt; die „Schande, Brot zu haben, ohne etwas dafür getan zu haben“, den

hardts, als sei die kurz vor dem Erscheinen des Buches erfolgte Kündigung bei den Fräulein Zepp (ein Jahr lang war Stirner also noch Lehrer geblieben) nur der erste Akt einer jetzt zutage tretenden grenzenlosen Faulheit gewesen, eine nähere Beleuchtung.

Gerade auf Stirner könnten wir Anklagen wegen Trägheit, Faulheit, Liederlichkeit, Leichtsinn usw. ja ruhig sitzen lassen; aber so gern wir's möchten, es geht nicht. Es stimmt nun einmal nicht.

Bekannte erzählen von seinem „stupenden Fleiße“ eben aus der Zeit nach dem Erscheinen seines Werkes. Es ist gar keine Frage, er wollte den „Ausfall“ wettmachen, wollte die „kleine Hilfe“ auf andere Weise zurückerobert. Und zwar, da er ja einen Verleger hatte, auf dem Gebiet, das nun einmal sein Feld war; der Lehrberuf war's nicht, die Bücherschreiberei – er hatte ja nur ein Buch zu schreiben gehabt! – ja eigentlich auch nicht: aber sie lag doch am nächsten. Die Zeugnisse dieser Arbeit liegen vor.

Sein Werk hatte ihm eine gediegene Kenntnis der Grundlagen von Staat und Gesellschaft zur Pflicht gemacht, und Nationalökonomie als eben aufstrebende und -blühende Wissenschaft schien ihm am ehesten das Interesse des Lesepublikums zuzuführen. Er bespricht mit Wigand ein großes Unternehmen, das sogleich seine ganze Zeit und Kraft in Anspruch nimmt. Er will – „die Nationalökonomien der Franzosen und Engländer“ in deutscher Übersetzung herausgeben, die Hauptwerke selbst übersetzen und andere zur Mitarbeiterschaft heranziehen. Und was er leistet, und in anerkannter Vorzüglichkeit leistet, ist genau so viel, wie es den Tag anderer vielleicht noch zwei, drei Jahre länger vollständig in Anspruch genommen hätte; er aber vollbringt es in einer Zeit, die genau – die Zeit seiner Ehe mit Marie Dähnhardt ist, und es ist gar nicht möglich, daß er, eben bis 1847, viel vom Schreibtisch weggekommen ist. Und für wen arbeitet er die mühsame, sicherlich wenig innere Freude bereitende Arbeit? „Egoistische“ Arbeit im Sinn der Not – ja, der Lust – schwerlich; denn Schöpferfreude war wenig zu betätigen. Er übersetzt zuerst die vier Bän-

de des „Handbuchs der praktischen politischen Ökonomie“ von Jean Baptiste Say und verspricht „eigene Anmerkungen“, sobald auch der Smith übersetzt wäre; auch dessen vier Bände „Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des Nationalreichtums“ erscheinen jedoch, und – die Anmerkungen fehlen. Dennoch wissen wir, daß mindestens eine Zahl davon wirklich geschrieben wurde; aber, wie es gar nicht anders kommen konnte: ihm, der die gesamten und letzten Grundlagen des Staates überhaupt angegriffen, seine Notwendigkeit selbst so heftig einmal in Frage gestellt hat, muß am Ende die Geduld ausgehen, sich fortwährend gerade nur *innerhalb* aller schon einmal erschütterten Voraussetzungen zu bewegen. Und so wird denn diese ganze Arbeit, bezeichnend genug, überhaupt nur eine Arbeit des – Fleißes, des Broterwerbs, des „kleinen Zuschusses“: auch so noch immer trefflich genug, um bis heute „unter den existierenden Übersetzungen als beste“ (Mackay) zu gelten.

Freilich, der Erfolg – und daran wird leider Marie Dähnhardt besonders gemessen haben – scheint in gar keinem Verhältnis zur Mühe gestanden zu haben; so wenig, daß zwischen die erste und zweite Übersetzung jenes völlig mißglückte praktische Unternehmen fallen konnte, auf das wir bereits leise anspielten und dessen Idee wir erstens fast mit Sicherheit – wiewohl alle „berufenen“ Psychologen widerraten werden – einzig auf Stirner selbst, nicht Marie Dähnhardt, zurückführen möchten, das uns zweitens aber auch die natürlichste Erklärung für das „verspielte und verschwiemelte Geld“ (Worte M. D.'s) geben dürfte. Gerade Naturen wie die Stirnersche wollen einmal mit einem coup aus aller Beengtheit und Bedrängtheit des täglichen Zählenmüssens heraus, wollen wohl auch beweisen, daß das, was der mittlere Geschäftsmann versteht, durch ihre tiefere Einsicht in die Gründe mindestens ebensogut, wenn nicht besser geleistet werden könne. Schon muß Stirner wahrnehmen, daß durch die öftere Zufluchtnahme zum Kapital, zu der die geringen Einnahmen zwingen, die Zinsen zurückgehen und nur stärkere Angriffe notwendig machen: – da gibt ihm die Lektüre seiner Nationalökonomie plötzlich diesen trefflichen Gedanken ein, und er erkundigt sich, so ganz unauffällig

und unter der Hand, nach einigen kaufmännischen Regeln ... Daß er um diese Zeit überhaupt etwas recht Rettendes, das ihn mit einem Male aller gegenwärtigen und zukünftigen Sorgen überheben sollte, zu wagen beabsichtigte, wissen wir auch sonst; er hat sich damals eingehend über Spekulationen an der Börse erkundigt ... Also: das, was er jetzt unternahm, kam für diesen Mann der allwaghalsigsten Spekulation gleich, wiewohl die Idee als solche – nicht schlecht war! Es handelte sich um eine bessere Organisation der Berliner Milchlieferungen, dasselbe, was später, wie Mackay erinnert, einem geringeren Philosophen, aber tüchtigeren Geschäftsmann, keinem andern als dem Berliner „Klingel-Bolle“, sogar sehr glänzend glücken sollte ... Es ist ja schwer, bei diesem Gedanken ernst zu bleiben, aber wir wiederholen: es liegt trotzdem nicht der geringste Widerspruch weder zum Wesen noch zum System des Mannes darin. Hier galt es doch zunächst eine Unabhängigkeit; den Nagel aber, daß denkende Menschen sich diese nur durch „Wahrheiten“, lyrische Gedichte oder besoldete Professuren erkaufen dürften – den Nagel hatte doch gerade der „Überwahrer“ aus dem Hirn der Menschheit entfernen sollen! Daß Stirner nicht Milchverkäufer „sein“ wollte, wird man hoffentlich glauben; das Milchverkaufen drückte eben den Begriff des „Einzigigen“ so wenig aus, wie „das“ Ich, die Wahrheit, die Religion usw. usw. Er wollte in der Hauptsache Geld, um ruhig leben zu können, und es muß ihm zunächst sogar ein köstliches Vergnügen bereitet haben, den letzten Zweifel, den er noch mit seinem Buche übrig gelassen: als sei's ihm eben doch um den Tribut und die Respektsverbeugung vor der „heiligen“ Wahrheit zu tun gewesen, durch sein weiteres Leben gleichsam zu vernichten. Nur leider – dieses weitere Leben war schon wieder halb zu Ende, als das meiste Geld für eigene Wagen, Kellerräume, Ladenmiete, Milchankauf usw. gerade verausgabt war; die Vorräte waren da – aber die Kunden blieben aus, und die „sauergewordene Milch floß in den Rinnstein ...“

Und jetzt eben – und als dann noch in der höchsten Not das Darlehns-gesuch in der

Zeitung gestanden – da sollte sich jene wirkliche Nichtmehrzugehörigkeit Stirners zu den „Freien“, von der wir sprachen, jene meilen-tiefe Kluft, die tatsächlich längst zwischen ihm und ihnen, wiewohl noch schwach verhüllt, sich aufgetan hatte, aufs deutlichste offenbaren. Sie lachten, sie spotteten: der hat seine Überlegenheit über alle Welt kundgetan! Ihm ging nichts über sich selbst – darum ist ihm auch die Milch sauer geworden. Der betrügt selbst den Staat – aber die Kunden sind ihm davongelaufen. Der lehrt uns trefflich, wie wir unser Ich, unsere Eigenheit durchsetzen – aber er selbst ist nur ein schlechter Milhhändler! ... Und wie die Witzworte hin und hergeflogen sein mögen ... Das ist sicher: von den „Freien“ dünkte sich jeder einzelne zu schade, blickte jeder einzelne viel zu hoheitsvoll, um Milchgeschäfte nicht unter seiner Würde zu halten; Stirner hatte recht gehabt, sie steckten noch voller Vorurteile, noch voller „Ideendienst“, sie starteten noch ganz nach christlichen Werten, maßen mit christlicher Elle – die Wahrheit als das Ewige, Unvergängliche, Heilige, die – Milch als verächtliche, rohe Materie! Er, der Egoist, sollte sich widersprochen haben, indem er auf Treu' und Glauben um ein Darlehn nachgesucht! Wer ihm, der sich, den eigenen Worten nach, zu nichts verpflichtet fühlte, wohl etwas anvertrauen würde! Die Unschuldigen taten, als ob es – innerhalb eines Staates! – nicht noch andere Sicherheiten gäbe, als das Wort eines Egoisten! Ihm warfen sie Inkonsequenz vor, die „Freien“, und merkten gar nicht, wie sie in all *ihren* Vorurteilen, *ihren* lächerlichen Halbheiten und Vermittlungsversuchen, in *ihrer* bloß phrasenhaften „Freiheit“ zur echten und wirklichen im Widerspruch standen; zur Freiheit und – zum *echten* und *eigentlichen* Max Stirner, den sie gar nicht kannten; sie, die „Freien“, und unter ihnen die „Freie“: Marie Dähnhardt. – – So löste sich der Bund Stirners mit den Freien. Und auch Marie Dähnhardt ging ... Ohne Szene schieden sie ... Stirner hielt sie nicht ... Und dann kam die Revolution und fegte auch die anderen „Freien“ auseinander.

Anselm Ruest

Vertrauliche Briefe aus London

1.

Theures Leben. – Definition vom Proletarier. – Vergnügungslosigkeit. – Der moralische Ruf. – Alte Jungfern. – Züchtige Frauen. – Männer und junge Leute.

Vielleicht ist es einem Engländer in London wohl möglich, wie einem Deutschen in Berlin, mit wenigen Mitteln ein ganz angenehmes Leben zu führen. Ich weiß das nicht, obwohl ich es bezweifle. Einem Deutschen wenigstens scheint es doch nicht möglich zu sein, wenn gleich freilich immer das[,] was man unter Annehmlichkeit versteht, sehr verschieden ist. In Berlin kann sich der Proletarier, wenn er nicht gerade zur ärmsten Klasse gehört, mit seinem Schilling manches Vergnügen machen. In London reicht man mit einem Schilling nicht bis an Vergnügungen, und wenn auch, so dürfte sich der bloße Schillingsbesitzer die Zeit dazu nicht nehmen; denn ist die Zeit auch überall ein kostbar Ding, so ist sie doch vielleicht nirgends so kostbar als gerade hier. Ein Proletarier – Du mußt aber wissen, daß ich mir vom Proletarier meine eigene Definition gebildet habe und nicht bloß die untere arbeitende Klasse, sondern alle Leute darunter verstehe[,] die mühsam arbeiten müssen[,] um zu leben, und daß ich also sogar die Klasse von Leuten dazu rechne, die wir in Deutschland vielleicht reich nennen würden – ein Proletarier von der nicht armen Art (später werde ich wohl auch von der letzteren Näheres erfahren) steht Morgens um 7 Uhr auf, nimmt um 8 Uhr sein Frühstück zu sich und fährt dann gegen 9 Uhr in die City. Denn nur wenige, außer den ärmeren Shopkeepers, wohnen in der City selbst; meistens haben sie nur ihr Office dort. Je nach den Umständen kehren diese Familienversorger nun entweder frühestens um 7 Uhr oder bis gegen 10 Uhr, ja wohl erst um 12 Uhr zurück und sind dann müde oder haben noch andere kleine Geschäfte zu Hause zu besorgen. Sie haben dann schon in der Stadt gegessen, da sie, um ihr Essen in der Familie einzunehmen, zu weit entfernt sind. Wollte ein Familienvater, nachdem er seine Geschäfte abgethan hat, in Gesellschaft seiner Frau oder etwa erwachsener Kinder außer dem Hause ein Vergnügen suchen, so giebt es hierzu zu-

nächst außer den Theatern und sonstigen Schauwürdigkeiten keine eigentlichen öffentlichen Vergnügungsorte für beide Geschlechter; dann aber kann er auch nicht einmal mir nichts dir nichts zu einem Freunde gehen, bei dem er sich nicht zuvor hat anmelden lassen. Unangemeldeter Zutritt ist gegen alle englische Sitte, und auf ihre Sitte halten die Engländer wo möglich noch mehr als auf ihre Religion. Man kann hier vielleicht den Ruf eines halben Atheisten haben und wird, wenn man sonst nur empfehlende Eigenschaften besitzt, vollkommen geachtet; aber eine in dem Rufe, auch nur halb unmoralisch zu sein, stehende Person, wird aus der Gesellschaft gestoßen. – So geht nun also Mister N. um 10 Uhr mit Mistress N. zu Bette.

Ich habe nirgends nach Verhältniß so viel unverheiratete Leute gefunden. Die Engländer sind sonst nicht verlegen, allen ihren Waaren Absatz zu verschaffen, aber alte Jungfern sind in London ein Artikel[,] für den Markt sehr beschränkt ist. Alte Junggesellen habe ich, wenigstens in den Gesellschaften[,] die ich bisher besuchte, weniger bemerkt, doch meine ich, daß sie auch nicht selten sein werden. Da der Engländer für seinen Tagelohn gern eine comfortable Einrichtung seines Hauses haben mag, so scheint man sich hier nicht so leicht zu verheiraten als in Deutschland: der Mann wartet gelassen auf eine reiche Partie. Indessen diese findet sich in der Klasse der Gentry oder, nach meiner obigen Definition, der vornehmen Proletarier nicht häufig, und so verblühen hier die schönsten Mädchen, ohne einen Mann zu finden, oder richtiger, ohne von einem Manne gefunden zu werden. Glückt es ihnen aber, gegen gute Bezahlung den geistlichen Segen zu erhalten, so entwickelt sich dafür auch die zurückgehaltene Natur in voller Leidenschaftlichkeit. Ich glaube fast, es giebt nirgends eine größere Fruchtbarkeit; Familien mit sechs, sieben, auch wohl zehn bis zwölf erwachsenen Söhnen und Töchtern sind nichts Seltenes.

Die Frauen leben eingezogen und häuslich genug, besonders, was man so nennt, züchtig. Wie es mit den Männern steht, weiß ich Dir nicht zu sagen. Sie sind ja übrigens, wie schon gesagt – und Du mußt dabei nicht vergessen, daß ich nur von der sogenannten Gen-

try spreche – fast den ganzen Tag von Hause abwesend. Im Uebrigen glauben ihre Frauen das Beste von ihnen. Die jungen Leute vergnügen sich hier wie überall, müssen sich aber doch, wenn sie nicht allzuviel ausgeben können, auf eine gewisse Gegend beschränken, da das späte Fahren sehr theuer zu stehen kommt. Nach 12 Uhr fährt kein Omnibus mehr und ein Wagen kostet mitunter 6 Schilling. Nun Ade, ich muß jetzt auch in den theuren Wagen, denn ich bin zu einem Balle eingeladen.

Quelle: Feuilleton der Berliner Zeitungs-Halle, Nr. 15. [Beilage zu Nr. 74]. Montag, den 29. März 1847, S. 71.

2.

Deutsche Bekanntschaften. – Freigebigkeit des Herzogs von Braunschweig. – Uebersetzer aus dem Deutschen. – Was von Bruno Bauer, Strauß und Schelling gehalten wird.

Von der Zurüstung des Balls schreibe ich Dir vielleicht ein andermal. Für jetzt nur einiges Wenige über dort gemachte Bekanntschaften. Zunächst stellte mir die Wirthin des Hauses die Frau des Hrn. F., und diese mir wieder ihren Mann vor. Nenne ich ihn auch nicht, so will ich doch, da ihr ihn in Deutschland sehr wohl kennt, sagen, wie ich ihn gefunden habe. Ich kannte, wie Du weißt, nur sein Bild, wie man es vor seinem Werke findet. Ich hatte erwartet[,] einen Jüngling zu finden, es stand aber ein Mann vor mir, der, nach seinem bleichen Gesichte zu schließen, die Spuren der Weltschmerzen noch nicht ganz verloren hat. Die braunen Augen haben etwas Schwärmerisches und passen insofern nicht ganz zu dem vollen Gesichte und nicht zu dem kleinen Munde: die Aetherischen haben einen etwas materiellen Wohnsitz. So ist das Aeußere nicht gerade schön, aber höchst angenehm, und dieses Angenehme zeigt sich auch in seinem ganzen Wesen: er ist bescheiden, vielleicht etwas zu zurückhaltend, ja ich möchte fast sagen blöde. Von der ihm zum Vorwurf gemachten Eitelkeit merkt man keine Spur. Unsere Introduction zu einem langen Gespräche warst Du; dann kamen andere, ihm und mir bekannte Personen an die Reihe, und ich hörte manches interessante Urtheil. Von H.*,

den ich übrigens nicht kenne und mit dem ich auch wohl nie bekannt werden, von dem aber eure Zeitungen so viel zu sprechen wußten, sagte er mir, daß er mit dem Herzoge von Braunschweig wegen der Londoner Deutschen Zeitung in Unterhandlung stehe. Der Herzog soll übrigens seine Mitarbeiter nicht londonmäßig bezahlen, unter anderem einem seiner bedeutendsten Mitarbeiter nur wöchentlich 1 Pfd. St. gegeben haben, was für London wahrlich ein jämmerlicher Preis ist. – Zum ersten Male unterhielt ich mich auf diesem Balle mit einem wirklich recht gebildeten und gesprächigen Engländer, Mr. G. Er ist Scholar. Du denkst doch nicht, daß das ein Scholar oder Schüler ist? Ein Scholar ist ein Gelehrter. Wir sprachen unter anderem über die Austin; sie und Carlyle, sagte er, seien als die besten Uebersetzer aus dem Deutschen bekannt. Auch ihre Tochter, Lady Duff-Gorden, habe mehreres übersetzt; besonders habe die von ihr übersetzte „Bernsteinhexe“ Beifall gefunden. Auch von Bruno Bauer wußte er wenigstens, meinte aber, daß dessen Richtung in England nicht ansprechen könne. „Unser englischer Glaube ruht auf einer so festen historischen Grundlage, daß nichts, was ihm geradehin entgegen ist, Eingang finden kann. Wir lieben die Illusion. Strauß, der vor wenigen Jahren hier übersetzt wurde, ist kaum angesehen worden; denn er war nicht nach englischem Geschmacke. Uebrigens soll Bauer ein großer Mann sein, habe ich mir sagen lassen, wengleich wir seine Sachen nicht mögen.“ Später erfuhr ich noch, daß eben derselbe Herr G. etwas von Schelling – oder, wie es die Engländer au[s]sprechen, von Schilling – übersetzt habe. Schelling gilt hier für einen bedeutenden Mann.

* Wir vermuthen, daß dieses H. Herrn Heinzen bedeutet.

Quelle: Feuilleton der Berliner Zeitungs-Halle, Nr. 15. [Beilage zu Nr. 74]. Montag, den 29. März 1847, S. 71/72.

3.

Stiller Freitag. – Winter und Frühling. – Sonnenactien – Wozu sind Nachschriften in der Welt? – Eine tugendhafte Mutter. – Hungertode. – Lady und Lord Gordon. – Der verlorene Character. –

Als ich heute aufwachte, war stiller Freitag, und ich hatte ein dickes Gesicht und leidliche Zahnschmerzen. So kam ich um die Kirche, was mir Gott und die Engländer sonst nicht verziehen hätten. Mittags aßen wir Stockfisch, das allgemeine Gericht an diesem Tage in den meisten englischen Familien. Seit Du mir gesagt hast, daß der Stockfisch, um recht mürbe zu werden, in die Erde gegraben und reichlich mit Urin begossen werden müsse, habe ich, obgleich ich nicht daran glaube[,] daß man so verfährt, doch keinen sonderlichen Appetit zu diesem Essen. Den stillen Freitag habe ich also ganz würdig zugebracht unter lauter Leiden: geschwollenes Gesicht, Zahnweh, unterdrückte Phantasie am Mittagstisch und hinuntergewürgter Stockfisch.

Seit einigen Tagen ist hier wieder vollkommen Winter eingetreten; es ist so kalt, wie ich's kaum einmal im Winter fand. Dieser Winter solle übrigens so streng gewesen sein, wie man ihn seit vielen Jahren hier nicht erlebt haben will. Gegen Ende des Februar bis gegen Ende März hatten wir das prächtigste Frühlingswetter: es war so schön, daß ich jeden Tag daran dachte, mein Caminfeuer auszulöschen, um den Himmel die Kosten der Erwärmung tragen zu lassen. Ende Februar begannen die Bäume zu knospen und es gab schon Veilchen. Jetzt sind viele Bäume ganz grün, aber es ist von Neuem kalt geworden. Nichts desto weniger singen die Vögelchen schon so hübsch des Morgens und wecken mich aus meinem süßen Schlummer, oft auch aus schrecklichen Träumen. Ach, du schönes Wetter, was auch geschwätzig Dichter und idyllische Phantasten von dem Genusse der Armen fabeln mögen, den du ihnen bereiten sollst, es ist nicht wahr! Auch Du bist, wie alle Erdengüter, nur für die Besitzenden, die sich in Dir vergnügen können, nicht für die Armen, die in Dir hungern, sorgen, arbeiten und schwitzen müssen. Sie Sonne ist so eigentlich kein irdisches Gut und kann bei der Theilung der Erde doch keinem Eigenthümer zugewie-

sen worden sein. Nicht wahr, die Sonne hat keinen ausschließenden Proprietaire? O ihr lügenerischen Rechenmeister! Laßt nur einen Menschen, der kein Proprietaire einer Sonnen-Actie ist, einmal an der Sonne als seinem lieben Eigenthum sein Recht geltend machen, gleich wird es heißen: was, der faule Schlingel, darf er sich rekeln in der Sonne, hat er ein Recht[,] sich in der Sonne herumzutreiben, während es noch alle Hände voll zu thun giebt? Dieses Recht auf die Sonne hat nur, wer schon was hinter sich gebracht hat, und wer das nicht hat und doch in der Sonne steht[,] der steht uns in der Sonne und vergreift sich an unserem Sonneneigenthumsrecht.

Ich glaube, mein Lieber, Du hast mich angesteckt; ich weiß sonst nicht, wie ich zu dieser ganzen Tirade gekommen bin. Sie verleidet mir alles weitere Schreiben, und ich bin für heute fertig.

Eine Nachschrift muß aber sein, denn wozu gäbe es sonst Nachschriften in der Welt, wenn sie nicht geschrieben werden sollten? Sie ist überdies von etwas späterem Datum und betrifft nur zwei Geschichten, die eben erzählt wurden, und eine Notiz. Die Noth ist groß, und in dieser Noth stiehlt eine arme Frau in einem Bäckerladen ein Brot und bringt es ihren Kindern. Ein Policeman, der den Diebstahl entdeckt, geht mit ihr in ihre Wohnung, um sich von ihrer Noth zu überzeugen, und bringt sie dann, ich weiß nicht weshalb, wieder zum Bäcker, der der Armen nun noch mehr Brot für ihre hungernden Kinder giebt. Als sie zurückkommt, findet sie ihre Kinder sterbend und todt. Der hastige Genuß des Brotes hatte die ausgehungerte[n] Kinder getödtet. Als dies heut hier erzählt wurde, sagte eine der Damen, sie würde lieber ihre Kinder verhungern lassen, als ein Brot zu stehlen. Und diese Dame ist Mutter von sechs Kindern. Die übrige Gesellschaft fand diese Tugendhaftigkeit der Mutter von sechs Kindern ganz in der Ordnung. O puritanisches Alt-England!

Erzählt wurde[n] unter anderen Schaudergeschichte des Tages auch von einer Frau, die ihr verhungertes Kind auf dem eigenen Arme und ihr erst halb verhungertes auf dem andern hinausging, um das erstere einzuscharren. Als das Loch groß genug war, um ein Kind

hineinzulegen, stirbt auch das zweite, und die Mutter purrt das Loch größer und geht – allein von dannen.

Zu Deiner Notiz diene, daß Lady Duff-Gordon jetzt Weils Dorfgeschichten, und ihr Mann Lord Gordon Varnhagens Denkwürdigkeiten übersetzt. Das Uebersetzen, dessen man sich in Deutschland fast schon zu schämen anfängt, gilt hier für etwas Großes und als ehrenvoll für einen Großen. Wie übrigens Lady Gordon durch die Uebersetzung der Bernsteinhexe ihren „Charakter“ in England verloren haben soll – sie hat dieß angeblich selbst geäußert, – verstehe ich nicht, da ich das Buch nicht kenne. Aber was den Verlust des „Charakters“ betrifft, so ist in England freilich alles möglich. Kein kitzlicheres Ding hier, als der Character.

Quelle: Feuilleton der Berliner Zeitungs-Halle, Nr. 22. [Beilage zu Nr. 119]. Montag, den 24. Mai 1847, S. 113.

4.

Her Majesty's Theatre. – Der Jenny Lind-Enthusiasmus. – Die calculirenden Briten. – Wie's einem der Enthusiasmus sauer macht. – Ballet. – Sehnsucht nach dem Versagten. – Das Stimme-Machen. – Die Musical party. – Concerte. – Schauspiel.

Du weißt, ich bekam ein Billet zur Jenny Lind geschenkt und ging den 25. Mai nach Her Majesty's Theatre, wie die älteste italienische Oper heißt. So sehr in diesem Hause alles auf's Aeußere berechnet ist, vermißt man doch jede größere, ja selbst eine einfache Eleganz. Es ist auch an diesem Gebäude, wie es den Stempel der Abgeschlossenheit trägt, der englische Character nicht zu verkennen. Jede Loge besteht wie eine kleine Stube so sehr für sich, daß sie bloß von einer bestimmten Familie als deren ausschließliche Eigenthum benutzt wird. Wer gegenüber oder im Parterre sitzt, kann nur die im Vordergrunde sich bewegendem brillant, aber nicht eben geschmackvoll / gekleideten Damen sehen, während ihm die Herren das Dunkel des Hintergrundes verbirgt.

Der Jenny-Lind-Enthusiasmus – wenn man so etwas Enthusiasmus nennen kann – ist unbegrenzt. Plätze des ersten und zweiten Ranges

sollen an den ersten Abenden, an denen die Lind auftrat, bis zu sieben Pfund Sterling bezahlt worden sein. Die Blätter sind voll davon, daß die Künstlerin halb London mad (toll) gemacht habe, und die Männer wissen sich vor übergroßer Rührung nicht mehr anders zu helfen, als daß sie sich in das entzückende Wesen, die Jenny Lind, schneuzen. So sehr dieser Lindwurm auch überall gefeiert wurde, über den Londoner Triumph geht doch nichts. Nur Eine Stimme, nur Eine Bewunderung; die Frauen kürzen sogar ihr Sektengespräch ab, um von dem „Engel“ Jenny sprechen zu können, und die Journalisten geben Beschreibungen ihres „tugendhaften Lebens“. Selbst mit der Königin in der Königlichen Loge will man sie gesehen haben; nur bei Gott im Himmel hat sie noch kein Engländer zu sehen gewagt. Etwas Aehnliches aber, wie den stürmischen und anhaltenden Applaus, der ihr zu Theil wurde, habe ich in Deutschland niemals gehört, und es gehören die starken englischen Nerven dazu, um solchen Lärm und solches Trampeln – letzteres schien mir vorzugsweise die weibliche Beifallsbezeugung zu sein – zu ertragen. Uebrigens habe ich es von Engländern selbst zu wiederholten Malen gehört, daß die Lind nicht ihres G[leichen] gehabt haben soll hinsichtlich der Bewunderung und Auszeichnung und Verehrung und Tollmachen u. s. w. Das wird ihr, sagen die calculirenden Briten, ein schönes Sümmchen Geld einbringen, von dessen Zinsen sie später in Deutschland oder in ihrem „armen“ Vaterlande ein angenehmes Leben führen kann. Rechnet man ihr doch nach, daß sie für zwei Concerte, die sie außerdem wöchentlich giebt, 2000 Pfund einnehme. Du wirst lachen, daß ich mir etwas habe aufbinden lassen; aber was kann ich dafür, wenn die Engländer solche Rechnungen anstellen, auf die ich keine Probe machen kann? Im Geldpunkte ist hier zu Lande das Unwahrscheinliche nicht unwahrscheinlich. Auch allerlei Anekdotchen cursiren über die „Elephantin des Drury-Lane-Theaters“, wie sie Punch spöttelnd nennt. So soll sie sich in einen armen Studenten verliebt haben und ihn heiraten wollen. Wiederum nicht unmöglich; denn auch im Punkte der Schönheit leisten die Engländer Unglaubliches, und ich sah neulich im Omnibus einen jungen Mann, wie ich

mein Lebtag keinen so schönen Mann gesehen habe: ich konnte mich gar nicht satt an ihm sehen, und er merkte es auch; es fehlte nicht viel, so hätt' ich's ihm gesagt.

Nun muß Du auch noch erfahren, auf welche Weise es mir gelang[,] ins Theater zu dringen. Mein Billet galt für den Pit, was wir Parterre nennen; deshalb mußte ich mich zeitig hinbegeben, um noch einen Sitzplatz zu erwischen, und fuhr mit *** zwei Stunden vorm Oeffnen hin. Wir fanden bereits eine große Masse wie Häringe zusammengepökelt vor der Thür des Opernhauses und schlossen uns, Arm in Arm, dieser Masse an. Kaum fünf Minuten mochten wir am Orte sein, als wir uns unversehens nicht mehr hinten, sondern in der Mitte einer immer wachsenden Menge befanden und kaum noch ein Glied bewegen konnten. Ich hielt meine Tasche zu und suchte Uhr, Uhrkette und Lorgnette so gut zu wahren, als es gehen wollte. So verging eine Stunde unter Schnaufen, Schwitzen und Drücken. Plötzlich aber gab es einen gewaltigen Ruck, der Rock wurde mir zerrissen, der Hut fiel herunter und wurde mir ohne Zuthun wieder aufgestülpt: es war die Vorderthür des Theaters geöffnet worden und wir standen nun, immer weiter geschoben, in einer engen Halle vor einer zweiten Thür. Hier galt es nochmals eine Stunde zu verbringen, ohne sich rühren und anders als stoßweise Athem schnappen zu können. Endlich erschloß sich die Thür und wir platzten hinein. Und denke Dir, nach einer so qualvollen Arbeit bekamen wir nicht einmal einen Sitzplatz mehr und mußten den ganzen Abend über stehen. Ich dachte daran, daß der rüstige Arbeiter nach vierzehnstündiger oder, wenn es überaus menschenfreundlich hergeht, nach zehnstündiger Arbeit, auch nur sein Strohlager findet. Jedem das Seine – *sum cuique* – ist wohl irgendwo ein Sprichwort oder ein Stichwort.

Jenny Lind hat gealtert und ist mager geworden, aber ihre Stimme ist schön geblieben. Nachdem sie gesungen hatte, kam ein Ballet. Im Allgemeinen macht sich der Engländer nicht viel aus dem Tanze, und es entfernte sich ein großer Theil, vielleicht aus Princip und Sittlichkeitsgefühl; wenigstens tragen die englischen Chortänzerinnen weit längere Kleider als die deutschen. Als Haupttänzerin trat die Grisi auf. Diese Grazie, diese Jugend-

frische, dieses nicht schöne aber höchst liebliche Gesicht, dieser herrliche volle Körper, der durch das durchsichtige, kaum über die Knie reichende Kleidchen alle runden schönen Formen zeigte, das kindliche ungekünstelte Wesen; ich konnte mich nicht abwenden von diesem lieblichen Bilde.

Aber es war spät, sehr spät geworden. Wir verpaßten den Omnibus, und da wir nicht, wie die Jenny, für die Saison zwölftausend Pfund bekommen, so war uns ein Cab zu theuer und wir gingen zu Fuß nach Hause, wo wir gegen zwei Uhr in der Nacht ankamen.

So viel Schwärmerei für Musik, wie hier, habe ich selbst in Deutschland nicht gefunden, und doch müßte man blind und taub sein, um nicht zu merken, daß England kein musikalisches Talent und Urtheil hat, und z. B. auch die Lind nicht mit solchem Furore aufnehmen würde, wenn ihr nicht ihr Ruf von anderwärts her voranginge. Die Natur hat den Segen der Musik nicht über Britannien ausgegossen; aber schadenfroh und böswillig wie sie zuweilen ist, hat sie ihm das begehrlche Verlangen und die Sehnsucht nach dem versagten Segen angeboren. Vom Gassenbuben bis zur Königin will jeder was vorgespielt haben: die Königin hält sich eine Deutsche bloß zum Vorspielen. Musik und besonders Gesang auf den Straßen ist über die Maßen schlecht, weil schlechter als bei uns; aber andächtig und mit lauschender Aufmerksamkeit steht das Straßenkind daneben, hält der Bäcker seinen Karren an und macht die Parcel Mail Halt, um zuzuhören. Eben so schlecht ist der Gesang in der Kirche, und doch habe ich zu verschiedenen Malen bemerkt, daß Herren sich Noten mitgebracht hatten, um darnach zu singen. Die Engländer wissen zwar, daß sie nicht so gut singen und spielen, wie die Leute auf dem Continent, aber sie lassen sich gleichwohl hören. Du kannst Dir einen Begriff davon machen, wenn ich Dich ernstlich versichere, daß meine Stimme noch um vieles besser ist, als die manches Engländers, der sich öffentlich in einer großen Gesellschaft hören läßt. Sie sind nämlich fast durchgängig Natursänger, insofern sie sich einbilden, daß jeder Mensch Stimme habe und es nur von seinem Willen abhängt, sie auszubilden. Die Stimme kann man lernen, das ist ihre Meinung; und als ich einem Engländer sagte,

daß ich nicht singe, fragte er mich ganz im Ernste, ob man denn nicht in Deutschland wie in England Stimmen machte.

Eine sogenannte musical party gehört gewöhnlich zu den gräßlichen Dingen, die man erleben kann. Man denkt nicht daran, sich vorher einzuüben, und so kamen zwanzig bis dreißig Personen zusammen und singen im Chor irgend ein beliebiges Stück, zu dem gerade Noten da sind, ganz taktlos und unrichtig, ganz ohne Stimme. Es greift die Nerven an, so etwas, das kannst Du mir glauben. Die Opern und Concerte sind allerdings besser besetzt, als eine musical party; aber ich vermisse überall die vollen Brusttöne und höre zu viele schreiende, quikende Stimmen. In The Queen's Concert Room, Hannover Square, wo die besten Concerte gegeben werden, wohnte ich neulich einem Concerte bei, welches Miß Macironi (von Italienern abstammend, aber eine Engländerin von Geburt) gab. Es war nur mittelmäßig. Nur Mad. Dorus Gras, eine Französin, und Herr Pischeck (ein deutscher Böhme) entschädigten – jene durch ihre eben so liebliche als starke und reine Stimme, dieser durch seine cultivirte Löwenstimme, die herrlich ausgebildet ist – für die untergeordneten Sänger und Sängerinnen. Signor Salvator Tamburini unterhielt das Auditorium mit einer fast unhörbaren Stimme; sie ist nicht bloß dünn wie ein Zwirnsfaden, sondern wie ein Spinnenfaden. Die Miß Macironi, deren Concert es war, sang gar nicht, sondern begleitete nur auf dem Piano. Sie ist Componistin, aber nur Chorsängerin. Auch war eine Art von Komiker da, Mr. John Parry, der einen ähnlichen Applaus erntete wie Jenny Lind. Er spielte Clavier, sang und sprach dazu und war in Folge des großen Beifalls genöthigt[,] nach dem ersten Stücke They called her Lallah Rockh, or Tulip Cheek-what a bouquet of a name noch ein zweites vorzutragen, das er extemporirte. Lachen und Klatuschen nahm kein Ende. – Das war nun ein Morning concert. Die Sänger erschienen in langen dicken Oberröcken, die mir wie Flauschröcke vorkamen, und in weißen Glaeehandschuhen; das Local glich fast einer Dorfkirche, mit ihrer Orgel im Hintergrunde und seiner schmucklosen Einrichtung. Stehen die Engländer nun im Musikalischen hinter uns zurück, so sind sie uns hingegen im

Schauspiel überlegen. Was mich in Deutschland oft sehr unangenehm störte, das Coquetieren der Schauspieler mit dem Publicum, davon war hier keine Spur: man nimmt die Sache ernster, d.h. man ist mehr bei der Sache. Unter Denen, die ich jetzt sah, sprachen mich besonders Miß Romer und Mrs. Keeley an. Die Romer ist auch Sängerin, als solche aber nur mittelmäßig; die Keeley mag zwar im Spiel die Romer übertreffen, ist aber keine so anmuthige Erscheinung. Mademoiselle Rose Cheri, die im französischen Theater Gastrollen giebt und sehr gefeiert wird, steht meiner Meinung nach hinter den genannten englischen zurück. (Fortsetzung folgt.)

Quelle: Feuilleton der Berliner Zeitungs-Halle, Nr. 29. [Beilage zu Nr. 166]. Montag, den 19. Juli 1847, S. 147/148.

5.

Eine Componistin. – Freiligrath. – Der Punch-Club. – Anderssen. – Franz Dingelstedt. – Heinzen. – Bulwer. – Dickens. – Ein Abschau von Immoralität. – Die Väter der jüngsten deutschen Philosophie.

Die englische Komponistin Macironi, von der ich Dir neulich schrieb, componirt jetzt eine Oper, wozu sie einen deutschen Stoff gewählt hat und für welche sie Freiligrath um einige Lieder bat, weil sie sich von diesen viel Glück für ihre Oper verspricht. In Deutschland pflegt das freilich anders zu sein; da ist die Musik bei einer Oper die Hauptsache. Freiligrath hat es abgeschlagen.

Freiligrath wird hier sehr gefeiert von Schriftstellern sowohl als von Nichtschriftstellern. Bulwer hat ihn aufgesucht und eingeladen. Auch die Verfasser des Punch, die einen eigenen Club bilden, zu dem unter anderen der Epicuräer Dickens gehören und wo der Punch bei einigen Gläsern Wein verfertigt werden soll, haben ihn eingeladen. Ob er aber diesen und anderen Einladungen immer folgen kann, ist sehr zu bezweifeln, da ihm sein leidiges Geschäft die beste Zeit raubt.

Anderssen benutzt diesen Sommer seine Pension vom Könige von Dänemark zu einer Reise nach London. In Howitt's Journal beginnt ein Aufsatz über ihn folgendermaßen: „In dem Augenblick, wo Hans Christian An-

derssen in diesem Lande ist, glauben wir unseren Leser nicht angenehmer unterhalten zu können, als durch das Leben dieses extraordinären Mannes, dem wir zugleich sein gelungenes Porträt beifügen.“ Dann heißt es weiter: „Er ist einer der ausgezeichnetsten und interessantesten Männer seiner Zeit. Sein Genie erhob ihn von der niedrigsten Armuth und machte ihn zu einem angesehenen Gaste von Königen und Königinnen.“ Alles resumirt sich dahin, daß er hoffähig geworden, aber doch zugleich, „wie die meisten Männer von großem originellen Talente, ein Volksmann“ geblieben ist.

Franz Dinkelstedt wird erwartet, da er seine Frau abzuholen gedenkt, die in der zweiten italienischen Oper Gastrollen giebt. Eine Sängerin ist ein großer Schatz für einen Mann, wenn sie nach der Ehe Sängerin – bleibt.

Für Heinzen gehen wieder und immer wieder Gelder von Amerika ein; seit einem halben Jahre hat er 60Pfd. St. erhalten. Dafür läßt er seine Pamphletchen drucken und ernährt die Kinder seiner verstorbenen Geliebten, deren eines er geheiratet hat. Obgleich man ihn, wie in einer amerikanischen Zeitschrift stand, für den bedeutendsten Mann Deutschlands hält, möchte sich doch zweifeln lassen, daß jene Zuschickungen so lange anhalten werden, bis es ihm gelungen ist, Deutschland zu reformen.

Lord Bulwer ist seit langer Zeit leidend. Er gebraucht seit 2 Jahren die Wasserkur, und da er, wie es scheint, nicht mehr ohne Wasser leben kann, so bedient er sich der Anwendung desselben sogar dann, wenn er Feten in seinem Hause giebt; er sitzt dann nämlich auf einem wasserdichten Kissen, das alle halbe Stunde mit frischem Wasser gefüllt wird. Im Übrigen ist er ein liebenswürdiger Weltmann, natürlich mit britischen Ecken, munter und zuweilen voll launigen Witzes. Nun mache man sich einen Begriff von der Frömmigkeit und dem moralischen Gefühle des englischen Volkes, wenn man hört, daß selbst Bulwer für einen unmoralischen Charakter gilt, von dem man sich ins Ohr zischelt: „man glaube er sei nicht fromm!“ Selbst ein deutscher Weißbierphilister wird keinen Scrupel haben einen Bulwerschen Roman zu lesen. Wie staunte ich daher, als ich hier in aller Unschuld einmal von den Bulwerschen Romanen zu sprechen

anfang und ganz kurz mit den Worten abgefertigt wurde: „Solche unsittliche Sachen werden hier höchstens von gleichgesinnten Personen gelesen.“ So arg hatte ich mir die sittliche Prüderie denn doch nicht gedacht, denn es ist in der That oft nur Scheinheiligkeit, da die Romane wirklich gelesen, ihre Lectüre aber verleugnet wird. Sein letztes Werk „Lucretia“ heißt „ein Abschaum von Immoralität“, ist aber in allen Lesecirkeln zu haben. Mit gleichem Abscheu erwähnt man seiner „Alice“; sie ist hier in demselben Geruche, wie bei uns Gutzkows Wally. Alice, dieser Tugendspiegel!

Von Dickens urtheilt man etwas besser und liest ihn mehr und offener; man nennt ihn nur queer (wunderlich).

Doch will ich Dir zum Schlusse die Offenbarung eines hiesigen Gelehrten mittheilen, die er vielleicht mir allein vertraut hat. Ihr wißt wahrscheinlich nicht, wer der Vater oder vielmehr die Väter der jüngsten deutschen Philosophie sind. Diesem Bastardenthum muß abgeholfen werden. Locke und Bacon sind diese Väter, und „das ist ein gutes Zeichen für diese Philosophie!“

Quelle: Feuilleton der Berliner Zeitungs-Halle, Nr. 30. [Beilage zu Nr. 171]. Sonnabend, den 24. Juli 1847, S. 151

6.

Was der Hof anhatte. – Man geht in die Provinz. – Wie man sich einrichtet. – Interessen der „Guten Gesellschaft“. – Die unwidersprechlich erwiesene Tugend und Jenni Lind. – Der Bischof von Norwich und wie er gerechtfertigt wird. – Bulwer und wie ihm die Rechtfertigung nichts hilft.

Du mußt auch etwas aus dem Modejournal haben und wissen, wie es bei Her Majesty's visit to Scotland (bei dem königlichen Besuche in Schottland) war. Die Königin hatte – die großen Journale berichten hier dergleichen auch, und immer sehr gewissenhaft – einen weißen Hut mit Federn und schlüsselblumenfarbigen Bändern auf, ein blau und weiß karrirtes Kleid an, eine schwarze Mantille und ein schottisches Cravattentuch mit den königlichen Farben der Stuarts. Prinz albert trug einen schwarzen Ueberrock, wei-

ßen Hut und graue Pantalons. Der Prince of Wales hatte einen blauen Anzug und eine braune Stallmütze (foraging cap) mit einer Collegiumstroddel oder etwa Studententrod- del (College Tassel heißen sie, weil die jungen Leute auf der hohen Schule schwarze Mützen mit vier Ecken tragen, die auf der einen Seite mit einer langen schwarzen herabhängenden Troddel zusammengefasst sind). Die Prinzessin war in einem erbsengrünen Spencer und hatte einen enganschließenden ländlichen Strohhut mit primelfarbigen Bändern auf.

London ist jetzt still und ruhig. Mit der Schließung des Parlaments hat die Saison der fashionablen Welt aufgehört, und wer darauf hält fashionable zu sein, darf sich jetzt nicht mehr hier sehen lassen. Er muß wenigstens auf einige Wochen in die Provinz gehen, etwa zu einem Freunde. Hierin thut's, so verschieden auch sonst die Gebräuche der Noblesse von denen der Gentry sind, diese der Noblesse doch gleich. Alles reist fort, und wer zurückbleibt, ist, er müsste denn einen sehr respectablen Geschäftsgrund haben, ein anrühiger gentleman oder gentlewoman. Die Noblesse bleibt bis Ende des Winters oder Anfang des Frühlings fort; die Gentry fliegt nur auf einige Wochen oder ein paar Monate davon und vermietet unterdessen womöglich ihr Haus, wie die Noblesse ihr zahlreiches Dienstpersonal. Bei der unglaublichen Sparsamkeit der Engländer, die oft an Geiz grenzt, werden alle Vortheile wahrgenommen, und sie machen auch kein Hehl daraus. „Wir Aristokraten,“ sagte eine Aristokratin zu mir, „lieben es, lange auf dem Continente zu leben, weil wir dort billiger leben können.“

„Die Saison war diesmal sehr langweilig“, hörte ich Lady °° sagen. „Nur der einundzwanzigjährige Marquis B. brachte einigen Witz in die Gesellschaft, indem er um fast alle jungen Damen warb und seinem Vater tausend Unannehmlichkeiten bereitete. Da die Saison schon vierzehn Tage vor der Parlamentsschließung zu Ende war, so gelang es den nicht sehr bekannten Lady A. und Lady C. nicht, noch einen Ball zu arrangiren: denn alles eilte nach Vaurhall, um die berühmte Reiterin Mlle. Caroline zu sehen, die sehr anständig ist und bei der man lauter bekannte Gesichter sieht.“ – Außer diesen und ähnli-

chen Interessen bilden noch Jenni Lind und Andersen, Prinz Waldemar und Großfürst Constantin den Gegenstand der täglichen aristokratischen Gespräche, während die Gentry Vorkehrungen zu ihren kleinen Sommerreisen trifft: denn sie geht nicht nach Vaurhall und dergleichen Orten, die einen zweideutigen Ruf haben.

Wenn man hier ein Buch liest, so ist stets die Tugend der ins Breite und Langweilige getretene Stoff darin. Und langweiliger als in den Büchern ist sie noch im Leben; denn nirgends macht sich die Tugend so breit, als in dem sündenreichen England. Wo ich hinkomme, muß ich von der „jetzt unwidersprechlich erwiesenen Tugend“ der Jenni Lind hören, und ergreife ich ein englisches Blatt, so ist die Jenni Lind und ihre unwidersprechlich erwiesene Tugend da. Die Sache ist aber auch so ächt oldenglisch, dass ich Dir einen Auszug aus The Inquirer nicht ersparen kann, der unter dem Titel „Der Bischof von Norwich und Jenni Lind“ folgenden Aufsatz liefert. (Die Veranlassung dazu ergibt sich aus dem Aufsatze selbst):

„Jenni Lind geht nach Norwich, um dort in zwei Concerten zu singen; der Bischof von Norwich hat sie voll Bewunderung ihres Talenten und aus Achtung vor ihrem hohen Charakter eingeladen, während ihres dortigen Aufenthaltes in seinem Pallaste zu wohnen. Hierüber ziehen gewisse unter unsern Tagesblättern wüthend zu Felde und schwingen als Waffen Phrasen wie: „die Heiligkeit der Religion“ und „das Ansehen der Kirche“. Ein Bischof bewirthe eine Schauspielerin, eine Opernsängerin! Wahrlich, die Kirche ist fast ebenso in Gefahr, als sie es bei einer frühern Gelegenheit war, wo derselbe hochwürdigge Prälat im Geiste der Freundschaft und Liberalität auf einen Band Predigten subscribirte, die der gute, ehrwürdige Mr. Turner herausgab. Wehe uns, dass es noch so wenig Seelenverständnis und Hochherzigkeit giebt, die doch einer Nation wahre Ehre und Glorie sind!“

Darnach beruft sich der Verfasser auf den Apostel Paulus, der von einem Bischof Gastfreundlichkeit verlange, und beweist daraus, dass der Bischof von Norwich durch die Einladung der Jenni Lind nur eine seiner höchsten, zu seinem Amte gehörigen Pflichten er-

füllt habe. – Wozu doch der Apostel Paulus zu brauchen ist!

Nun fällt dem Verfasser aber doch ein, dass der Apostel wohl nur eine Gastfreundlichkeit „mit Unterschied“ befohlen habe, und er geht daher zu der Untersuchung über, „ob die Jenni Lind auch ein geeigneter Gegenstand für eine solche Gunstbezeugung sei.“

„Wir finden keinen Grund, weshalb Jenni Lind nicht in der allerreligiösesten Familie ein Gast sein dürfte. Freilich erscheint sie auf der Opernbühne; aber ehe wir sie verdammen, laßt uns fragen, was wir von ihr wissen. Was sagt der dänische Dichter Andersen, der sie in ihrem öffentlichen wie in ihrem Privatleben gesehen hat?“ – „Ihre Erscheinung“, sagt er, „war eine neue Offenbarung in dem Reiche der Kunst. Sie zeigte mir die Kunst selbst in ihrem Heiligthum, während ich vorher nur eine ihrer Vestalinnen erblickt hatte.“ – Was wollen wir ferner gegen das Zeugnis der Friederike Bremer einwenden, die die Lind in Stockholm auftreten sah und mit ihr persönlich bekannt wurde? Sie schreibt an einen Freund: „Was Jenni Lind als Sängerin betrifft, stimmen wir beide vollkommen überein: sie steht so hoch als nur irgend ein Künstler unserer Zeit stehen kann, aber Du kennst sie noch nicht in ihrer ganzen Größe. Sprich mit ihr über Kunst und Du wirst Dich über den Umfang ihres Geistes wundern und ihr Gesicht von Begeisterung strahlen sehen. Unterhalte Dich dann mit ihr über Gott und die Heiligkeit der Religion, so wirst Du Thränen in diesen unschuldigen Augen sehen. Sie ist groß als Künstlerin, aber größer ist sie noch in ihrem reinen menschlichen Wesen.“ – Und was hören wir von Allen, die sie gesehen haben? Es ist fast nur Ein Urtheil nicht nur über ihre unübertrefflich reizende Stimme und ihr herrliches Spiel, sondern auch über den unvergleichlichen Zauber ihres Charakters: besonnene Männer, welche an gewöhnlichen theatralischen Aufführungen keinen Geschmack finden, versichern uns, dass sie nicht allein entzückt, sondern gebessert und erhoben zurückkehrten. So einfach und natürlich ist sie in allem was sie thut, so heilig und glühend sind die Ergüsse ihrer Seele. – So viel von ihr als Künstlerin. Da aber niemand von ihr als bloßer Künstlerin sprechen kann, so dürfen wir's auch nicht. Von allen Seiten fühlt man's, dass sie, hoch wie sie unter den Künstlern dasteht, am

glänzendsten als Weib erscheint. Fräulein Bremer konnte nicht umhin, von der Größe derselben in ihrem rein menschlichen Wesen zu sprechen; Andersen musste zu dem was wir schon angeführt haben, noch hinzufügen: „Auf der Bühne erhebt sie sich über Alle; zu Hause in ihrem Zimmer ist sie ein sinniges Mädchen mit der Bescheidenheit und Frömmigkeit eines Kindes.“ – Sie glänzt in ihrer Kunst, weil die Kunst selbst so schön und erhaben ist, aber ganz besonders glänzte sie in ihr nach unserer Meinung damals, als die Kunst sie in Stand setzte, durch eine unentgeltliche Vorstellung eine Gesellschaft sehr wesentlich zu unterstützen, deren Zweck ist, unglückliche Kinder, die von ihren Eltern gemißhandelt und zum Betteln und Stehlen gebraucht werden, diesen zu entziehen und in eine bessere Lage zu bringen. – Das ist Jenni Lind, derentwegen der Bischof von Norwich, da er sich gastfreundlich gegen sie zeigte, so viel Unwillen erregte. Wir können aus voller Seele rufen: „Glücklich, dreimal glücklich der Bischof, der niemals in schlechtere Gesellschaft kommt!“

Dann folgt ein Lob des Bischofs und eine Vertheidigung des Theaters, von dem „man genau scheiden soll, was gut und was schlecht ist, um es aus seinem jetzigen schlechten Zustande herauszuheben. Das Volk will Unterhaltung, und es ist recht und schön, dass es sie will. Für jetzt gehört das Theater zwar noch zu denjenigen Unterhaltungen, die einen sehr verderblichen Einfluß ausüben, aber es bedarf nur der verständigen Anstrengung und Ausdauer unserer großen und wahren Menschen, um ihm seinen Platz unter den segensreichsten Unterhaltungen zu sichern.“

Nachdem hierfür noch eine bedeutende Autorität citirt worden ist, schließt der Aufsatz mit dem Wunsche: „Recht viele solche Charaktere, wie Jenni Lind, unter unseren Schauspielern, und dann solche Männer, wie der Bischof von Norwich, die jene in ihr Haus aufnehmen und ihnen sowohl als der Welt zeigen, wie hoch sie den Genius schätzen, wenn er mit den edleren Eigenschaften des Geistes und Herzens vereinigt ist und sich ernstlich der Bildung und dem Fortschritt der Menschheit widmet!“

Solch eine Schwulst ist hier nöthig, um einen Bischof zu rechtfertigen, der etwas höchst Unschuldiges gethan hat. Mußte doch auch

Bulwer sich neuerdings in einer Broschüre über seine Moral rechtfertigen, ohne dass es ihm viel geholfen hat. Die Lind hat übrigens ihre Rolle als Schauspielerin hier vortrefflich gespielt und England wacker ausgesogen. Mit dem Director des Drurylane-Theaters, Mr. Bunn (der beiläufig gesagt auch Poet ist und Sachen für sein Theater verfertigt, wilde Thiere aufs Theater bringt und dem Punch zum Stichblatt dient), brach sie ihren Contract, weil ihr Mr. Webster, der Director der ersten italienischen Oper, mehr bot. Sie wird übrigens ihr Vampirgeschäft mit dem besten Erfolge noch länger fortsetzen, denn sie ist für sechs Saisons engagirt. Der gute Engel wird für seine Frömmigkeit und unvergleichlichen Tugenden himmlisch bezahlt, während Hr. Andersen nur mit hohen und höchsten Feten sich abspeisen lässt.

Quelle: Feuilleton der Berliner Zeitungs-Halle, Nr. 244. Montag, den vom 18. Oktober 1847, S. 2/3.

7.

Eine Conversationparty. – Ein Chartist.

Mitte September war ich in einer Art von Privat-Meeting, Conversation-party genannt. Diese Gesellschaft hat sich dadurch einen gewissen Namen gemacht, dass ihr Stifter, früher Prediger der englischen Kirche, zur Secte der Unitarier, die man etwa mit unseren deutschen Nationalisten vergleichen kann, übertreten ist. Die Tendenz jener Party ist, wie der Zusatz Conversation bezeichnet, Unterhaltung, aber ästhetische. Sie versammelt sich alle Monate einmal, wo dann diejenigen ihrer Mitglieder, die einig Rednertalent zu haben glauben, von den minder redekundigen ein Wort oder einen Satz bekommen, um in der nächsten Conferenz darüber zu sprechen. Da mir's nicht möglich war, gleich beim Beginne der Versammlung um sieben Uhr Abends zugegen zu sein, und ich erst gegen 11 Uhr in den „Salon“ (ein Stübchen würden wir Deutsche das Ding nennen) eintrat, so hatte ich vieles versäumt. Inmitten meiner tiefen Verbeugung fasste mich ein Gentleman ziemlich unsanft beim Arme, bedeutete mir Schweigen und zog mich auf einen Stuhl. Die Ursache erkannte ich bald: es saß in der Mitte des Salons ein Herr mit einem Blatte in der Hand,

von dem er etwas ablas; es war der Prediger und ich hatte das Unglück gehabt, die Predigt zu hören. „Er ist gleich fertig,“ flüsterte die liebenswürdige Gastgeberin mir zu, indem sie mir einen würdigeren Platz neben einer grauen Matrone anwies. Die Graue aber, wahrscheinlich voll gerechten Unwillens über meine Störung, drehte mir den Rücken zu und so blieb ich unter, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, nur auf mich gerichteten Blicken sitzen, bis ich das erlösende Amen hörte. Abermalige Wechselung des Platzes: ich ward in das offenstehende Cabinet zu der Jugend spedirt. Der Priester hatte über Eduard Jerrold, den schwarzen Gentleman, über den ich Dir ein andermal schreiben werde, gesprochen und ich hatte den Rest davon genossen. Nach ihm nahm eine Dame den Rednerstuhl ein, der wahrscheinlich das Wort Bull als Thema gegeben worden war; denn sie erzählte ein Kindergeschichtchen von dem Zusammenreffen eines Mädchens mit einem Bullen. Damit hatte sie den Geschmack der Gesellschaft getroffen und erntete großen Beifall. Es folgte ein Herr, der sich über das Abenteuerliche ausließ und die Furcht aussprach, dass die schnelle Beförderung auf Eisenbahnen und Dampfschiffen alle Abenteuer verdrängen müsse, wobei er indeß vergaß, dass die Coupes und mitunter auch die Stationen, wo man gerade wegen der „schnellen Beförderung“ unerwartet und unfreiwillig sitzen bleibt, ein wahres Wunderland für ritterliche Abenteuer sind. Den Redner über Abenteuer löste eine Erquickung durch Kaffee und Thee ab. Es war Mitternacht; aber Kaffee, so schlecht er auch ist, gilt hier für eine Delicatesse, die man, wie bei uns den Wein, zu jeder Zeit genießen kann. Das Schreckliche war der Schluß: eine musikalische Unterhaltung.

Den ganzen Abend über war mir ein Herr aufgefallen, der, obwohl Engländer, durch ein nicht recht englisches Aeußere hervorstach und bei der Musik vor entzücken fast zerschmolz. Gegen das Ende der Versammlung trat er zu mir heran und bot mir und meiner englischen Gesellschafterin, die sich allerdings fürchten mochte, mit mir allein in später Nacht eine gute Stunde Weges zurückzulegen, seine Begleitung an. Das Anerbieten ist so wenig englisch, dass ich mir sogleich dachte, es müsse seine besondere Bedeutung haben.

Wir waren auch kaum einige Schritte auf der Straße gegangen, als der Gute mit nicht zu verkennenden proselytischen Absichten hervorrückte. Dennoch wurde mir's anfänglich schwer, aus seinen Aeußerungen seine Religion zu erkennen oder die Secte zu errathen, der er angehörte. Plötzlich jedoch ging mir ein Licht auf und ich rief unwillkürlich aus: „Jetzt hab ich's, Sie sind ein Chartist!“ Seine Antwort war jenes entzückte Lächeln, womit er der Musik zugehört hatte. Er meinte, ich sei wohl nicht weit davon entfernt, sagte aber weder Ja noch Nein.

Die Chartisten oder vielmehr der Name „Chartist“ (denn die meisten gebildeten Leute kennen weiter nichts von ihnen als den Namen) sind hier so anrühlich, dass es schon gewagt ist, von ihnen Näheres zu wissen, und so hatte ich neben meiner Begleiterin nicht recht das Herz, ihn scharf auszufragen. Seine Ansichten, die er fließend aussprach, hatten etwas Fassettiges und Gehaltloses; immerhin aber überrascht es, einen Engländer ganz frei und offen Ansichten äußern zu hören: denn in der Regel, glaube ich, hat er gar keine Ansichten, und wenn er welche hat, so hält er damit zurück. In der Gesellschaft, aus der wir eben kamen, wußte man sicherlich von diesem Manne nicht, dass er Chartist sei, denn sie hält eifersüchtig auf ihren guten Ruf, wie die Unitarier überhaupt sich der strengsten Sittenreinheit befleißigen und auf ihre reine Moralität noch mehr Gewicht legen, als darauf, dass sie die „wahrhaft Aufgeklärten“ sind, und dass selbst die Königin, die doch von Amtes wegen die reinste Anglikanerin sein muß, ihre Bücher und Predigten lesen soll.

Unser Chartist ließ sich auf unserem Heimwege ungefähr so aus: „Ich und wir alle sind die Kinder eines allmächtigen, allweisen, überschwänglich gütigen Vaters, der uns in die Welt gesetzt und mit Millionen von Wohlthaten überhäuft hat. Aber wir sind nicht dankbar genug gegen ein solches Uebermaß von Wohlthaten und Güte; wir sind nicht dankbar, weil wir durch unsere Erziehung, die uns diese Wohlthaten nicht genießen und würdigen lässt, verdorben sind. Wir können keinen Ver-

brecher, keinen Atheisten, keinen Jesuiten, Niemanden verdammen; sie sind alle nur Produkte ihrer schlechten Erziehung. Laßt uns selbst und die Welt durch Liebe, durch Menschen-, durch Bruderliebe reformiren! Gott der Allmächtige ist die Liebe, er regiert durch Liebe, seine Welt ist ein Wunderwerk der Liebe: und wir, seine Kinder, sollten nicht wieder durch Liebe regieren und leben? Wir sind die Priester und Könige! Jesus Christus hat uns nach Offenbarung 1,6. zu Königen und Priestern gemacht. Wir brauchen keine andere Macht, als die Macht der großen Liebe über uns; alles Uebrige ist unnatürlich. Wir werden aber die Zeit erleben, wo die Mächtigen fallen und wo jedes Individuum durch Liebe herrscht und beherrscht wird. Ich, des allmächtigen, gütigen Gottes Kind, will diese Wohlthat des himmlischen Vaters genießen; denn er wird uns den Besitz der Welt schenken; und das Mittel zu diesem Besitze ist die Liebe. Ihr Frauen könntet die Welt reformiren, durch Menschenliebe, aber ihr seid gleich den Männern feige Memmen! Keiner will den Anfang machen, keiner will zuerst vorwärts, und so ereilt uns der Tod, ehe wir unsere Lebensaufgabe, die Menschenliebe, gelöst haben!“

In dieser Weise radotirte er eine Stunde fort. „Oh, Sie müsstest unseren Prediger hören!“ sagte nun die Miß. (Dieser Prediger hat nämlich in seinem Viertel einen über alle Beschreibung gehenden Ruf unter der Damenvelt; er ist jung, unbeweibt und predigt – zum Entzücken.) „Ich gehe niemals in eine Kirche,“ versetzte der Chartist mit determinirtem Ernste. „Ihr Prediger kann Ihnen nichts Besseres sagen, als was ich eben jetzt gesagt habe!“ Die Miß schwieg; ein nicht in die Kirche gehender Engländer, das war zu viel.

Marie Schmidt (Dähnhardt)

Quelle: „Berliner Zeitungs-Halle“ vom 29. November 1847, S. 3

Marie Dähnhardts Briefe und der „Einzig“

Vor kurzem fand ich Marie Dähnhardts „Vertrauliche Briefe“¹ in der Berliner Staatsbibliothek. Erfreut erhoffte ich, aus diesen bisher verschollenen Dokumenten Aufschluß über das Zusammenleben der Eheleute Stirner zu gewinnen. In diesem Aufsatz werde ich Marias Zeugnisse mit denen von Stirner vergleichen. Gibt es Gemeinsamkeiten oder gar Streitpunkte? Setzt sich Marie vielleicht doch implizit mit ihrem verflochtenen Mann auseinander, da wir keine expliziten Bezüge vorfinden, in denen Stirner namentlich erwähnt wird? Dieser Artikel versucht, der Idee nachzugehen, daß sich die Symbiose der beiden Eheleute auf Marias schriftstellerische Arbeiten ausgewirkt hat. Nachdem Marie Stirner 1846 nach einer zweieinhalbjährigen Ehe verlassen hatte, ging sie nach London, wo sie eine Stelle als Lehrerin in Aussicht hatte. Stirner blieb in Berlin zurück. In London gab Marie Privatstunden in deutscher Sprache, was hinreichte, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sie war ein beliebtes Mitglied der deutschen Flüchtlingskolonie. Durch ihren Charme erwarb sie sich einen Freundeskreis, der dem Berliner in seiner Zusammensetzung von interessanten Menschen nicht nachstand: Louis Blanc, Freiligrath, Herzen und andere gehörten zu ihnen. Von London aus versuchte sie sich auch schriftstellerisch, indem sie für die Julius'sche „Zeitungshalle“ in Berlin eine Reihe von „Vertraulichen Briefen aus England“ schrieb, die aber nicht ihren Namen tragen. Es sind im Ganzen sieben und sie erschienen von März bis November 1847 in der „Berliner Zeitungs-Halle“.² Als erstes wird es der Leser vielleicht verwunderlich finden, daß im Titel das Beiwort „vertraulich“ vorkommt. Was haben „vertrauliche Briefe“ in einer öffentlichen Zeitung zu suchen? Schließt nicht die Tatsache, daß sie veröffentlicht wurden, aus, daß sie vertraulich, also privat sind? Doch wenden wir uns diesem Problem später zu. Schon im 1. Brief fällt Marie Dähnhardts unkonventionelle Definition von „Proletarier“ auf, die an Stirners eigenwilligen Umgang mit der Welt erinnert: Die Welt ist mein Eigentum, also „Proletarier ist, was ich darunter verstehe, d. h. jemand, der mühsam arbeiten muß, um zu leben, worunter nicht bloß die arbeitende Klasse fällt, sondern

auch Leute, die man vielleicht reich nennen könnte.“³ Marie mißachtet hier absichtlich die übliche Kategorie des „Proletariers“. Offensichtlich teilt sie Stirners Ablehnung kommunistischer Thesen. Wen hat man sich unter dem „Du“ vorzustellen, an das sich die Briefschreiberin wendet? Anfangs nahm ich an, es würde sich um eine Freundin handeln. Daß dem nicht so ist, wird sich im Folgenden herausstellen. Dieses wiederholte „Du“ scheint mehr als ein journalistischer Trick zu sein, um die Texte authentischer wirken zu lassen. Existiert dieses „Du“? Ich denke schon. Deutlich wird dies in dem folgenden Ausschnitt, wo Marie beschreibt, wie sie Herrn F. auf einem Ball kennenlernt. Es könnte sich dabei um den Dichter Freiligrath handeln, der sich damals in London aufhielt. Marie schildert ihn als ein bißchen „blöde“⁴, weshalb sie es vorzieht, ihn nicht namentlich zu nennen. Natürlich konnte jeder gebildete Leser damals sehr leicht dabei Freiligrath identifizieren. Sie möchte also indiskret sein! Dann fährt sie fort: „Unsere Introduction zu einem langen Gespräche warst Du; dann kamen andere, ihm und mir bekannte Personen an die Reihe ...“⁵. Bei dem genannten „Du“ muß es sich also um eine Person handeln, die jener „F“ kennt. Ist es zu weit hergeholt, zu vermuten, daß sie von Stirner sprachen? Suchen wir nach weiteren Indizien! Mit Stirner teilt Marie die Mißachtung der Religion, was sie sehr witzig folgendermaßen ausdrückt: „Als ich heute aufwachte, war stiller Freitag, und ich hatte ein dickes Gesicht und leidliche Zahnschmerzen. So kam ich um die Kirche, was mir Gott und die Engländer sonst nicht verziehen hätten.“⁶ Am Karfreitag ißt man in England traditionellerweise Stockfisch. Offensichtlich hat ihr jenes mysteriöse „Du“ gehörig den Appetit verderben wollen: „Seit Du mir gesagt hast, daß der Stockfisch, um recht mürbe zu werden, in die Erde gegraben und reichlich mit Urin begossen werden müsse, habe ich, obgleich ich nicht daran glaube, daß man so verfährt, doch keinen sonderlichen Appetit zu diesem Essen.“⁷ Einem von Stirners Hauptthemen, dem Eigentum und seinem Eigentümer, widmet Marie folgende ironische Reflexionen über das Wetter. Dichter und Phantasten hätten davon fabuliert, welchen großen Genuß das

schöne Wetter den Armen bereiten würde. Das sei nicht wahr, denn auch dieses Erdengut sei nur für die Besitzenden da, die sich darin vergnügen könnten. Die Armen müßten in ihm hungern, arbeiten und schwitzen. Da bliebe nur die Sonne: „Nicht wahr, die Sonne hat keinen ausschließenden Propretaire?“⁸ Und doch erlaube man nur dem, der seine Arbeit hinter sich gebracht habe, sich in der Sonne zu rekeln. Und wer es täte, ohne etwas geleistet zu haben, der vergreife sich an unserem „Sonneneigenthumsrecht“.⁹ An dieser Stelle nun finden wir den ersten, genaueren Hinweis darauf, um wen es sich bei jenem „Du“ handeln könnte, an das sich Marie immer wieder wendet. Es ist ein Mann, denn sie schreibt: „Ich glaube, mein Lieber, Du hast mich angesteckt; ich weiß sonst nicht, wie ich zu dieser ganzen Tirade gekommen bin.“¹⁰ Wer hätte sie denn mit seinen Tiraden anstecken können, wenn nicht Stirner? In seiner Nähe hatte sie sicherlich ständig seine endlosen Reden darüber, daß die Welt sein Eigentum ist, ertragen müssen. Jetzt revanchiert sie sich. Aber sie tut es auf sympathische Weise, indem sie zeigt, wie lächerlich es ist zu behaupten: „die Welt ist mein Eigentum!“ Das wäre genauso wie die Sonne als Eigentum zu deklarieren. Mit „mein Lieber“ wendet sie sich an ihn, der genauso wie ihre Leser in Berlin sitzt. Steht Marie noch im Kontakt mit Stirner? Sie nennt ihn nicht „mein Liebster“, denn sie hat ihn ja verlassen. Das hindert sie aber nicht daran, mit ihm ein freundschaftliches Verhältnis zu behalten. Wenn wir uns jetzt wieder an die am Anfang gemachten Überlegungen erinnern, wo uns das Beiwort „vertraut“ bei offenen Briefen verwundert hat, wird uns klar, welchen Zweck sie haben: Marie möchte um jeden Preis erreichen, daß Stirner ihre Artikel liest. Vielleicht hat er ihr die persönlich an ihn gerichteten Briefe ungeöffnet zurückgeschickt. Deshalb greift Marie zu diesem Mittel der öffentlichen Kommunikation. Aber zugleich macht sie deutlich, daß es sich eigentlich um private, also „vertrauliche“ Mitteilungen handelt. Der 4. Brief beginnt mit folgender Feststellung: „Du weißt, ich bekam ein Billet zur Jenny Lind geschenkt“¹¹. Es ist anzunehmen, daß Stirner über eine dritte Person davon erfahren hat. Nun wendet sich Marie dem Jenni-Lind-Enthusiasmus zu. Ganz

London läge ihr zu Füßen, was sich auch finanziell sehr auszahlen würde. 2000 Pfund nähme die Lind wöchentlich ein. Stirners Reaktion auf diese Überlegungen kennt sie schon: „Du wirst lachen, daß ich mir etwas habe aufbinden lassen“¹². Marie läßt es sich auch nicht nehmen, Stirner eifersüchtig zu machen, denn wie könnte man sonst die folgenden Bemerkungen erklären: „... ich sah neulich im Omnibus einen jungen Mann, wie ich mein Lebtag keinen so schönen Mann gesehen habe: ich konnte mich gar nicht satt an ihm sehen, und er merkte es auch; es fehlte nicht viel, so hätt' ich's ihm gesagt.“¹³ Wen, wenn nicht den verlassenen Stirner, könnten diese „skandalösen“ Gedanken seiner Exfrau empören? Für den emanzipierten, freigeistigen Berliner Leser schreibt sie dies bestimmt nicht! Meint man nicht, eine wehmütige Erinnerung an gemeinsam am Kamin verbrachte Abende zu vernehmen, an denen Marie Max etwas vorgesungen hat, bei der folgenden Stelle: „Du kannst Dir einen Begriff davon machen, wenn ich Dich ernstlich versichere, daß meine Stimme noch um vieles besser ist, als die manches Engländers, der sich öffentlich in einer großen Gesellschaft hören läßt“.¹⁴ Der 5. Brief schließt mit einer Bemerkung über die jüngste deutsche Philosophie, zu der ja auch Stirners „Einzig“ gehört: „Doch will ich Dir zum Schlusse die Offenbarung eines hiesigen Gelehrten mittheilen, die er vielleicht mir allein vertraut hat. Ihr wißt wahrscheinlich nicht, wer der Vater oder vielmehr die Väter der jüngsten deutschen Philosophie sind. Diesem Bastardenthum muß abgeholfen werden. Locke und Bacon sind diese Väter, und ‚das ist ein gutes Zeichen für diese Philosophie!‘“¹⁵ Locke gilt als der Vater der modernen Erkenntniskritik. In seinem Werk zeigt er auf, daß es keine angeborenen Ideen gibt. Dasselbe gilt auch von den sittlichen Geboten. Der gesamte Inhalt des Bewußtseins stammt hiermit also nur aus der Erfahrung. Sie ist die wahre Quelle des Wissens. Marie sieht in Stirner also den Epigonen des englischen Empirismus. Seine Kritik an der Idealisierung der Menschheit, seine Moral- und Sprachkritik sind nicht so originell, wie Stirner glaubt, sondern er hat auch „Väter“, so sehr er das auch immer abgestritten hat. Interessant wäre es, etwas über Stir-

ners Reaktionen auf diese Provokationen zu erfahren. Im 7. und letzten Brief befaßt sich Marie mit einer „Conversationparty“. Es handelte sich dabei um ein privates Treffen, das der ästhetischen Unterhaltung gewidmet war, eine Art Rednerduell. Man versammelte sich ein Mal im Monat und die redegewandten Besucher bekamen ein Wort oder einen Satz, über die sie bei der nächsten Versammlung sprechen sollten. Bei so einer Abendunterhaltung fiel Marie ein Gast auf, der beim Hören der Musik vor Entzücken fast zerschmolz. Dieser Herr bot sich später an, Marie und eine Freundin nach Hause zu begleiten. Man beginnt sich zu fragen, was sich wohl zwischen diesem Herrn und Marie anspinnen wird. Wird sie Stirner wieder durch eine ihrer berühmten heftigen Flirts auf die Palme bringen? Nein, es kommt ganz anders. Der galante nächtliche Begleiter entpuppt sich als „Chartist!“¹⁶ Die Chartisten kann man als Vorläufer der modernen Arbeiterbewegung bezeichnen. Der Chartist will sich offensichtlich bei der hübschen Marie einschmeicheln, indem er ihr von seinem Wunsch vorschwärmt, die Welt durch Liebe zu verbessern. Welche Art von Liebe ihm da vorschwebte, kann sich der Leser wohl denken! Und Stirner sicher auch, der sicherlich vor Eifersucht bebte: „Ihr Frauen könntet die Welt reformieren, durch Menschenliebe, aber ihr seid gleich den Männern feige Memmen! Keiner will den Anfang machen, keiner will zuerst vorwärts, und so ereilt uns der Tod, ehe wir unsere Lebensaufgabe, die Menschenliebe, gelöst haben!“¹⁷ Ist nun aus Marie und

dem Schwärmer etwas geworden? Wir wissen es nicht, denn Marie schließt mit der kurzen Bemerkung, daß er nicht einmal in die Kirche ginge! Ihre Begleiterin hätte betroffen geschwiegen: „... ein nicht in die Kirche gehender Engländer, das war zu viel.“¹⁸ Was hätte Stirner wohl auf Maries Provokationen geantwortet? Er hat es eigentlich schon vorher getan, in einem Kapitel des „Einzig“, wo er sich über die „Gesellschaft“ ausläßt. Etymologisch käme das Wort „Gesellschaft“ von „Sal“. Viele Menschen in einem Saal machten eine Gesellschaft aus und es käme höchstens zu Salon-Redensarten, zu leeren Höflichkeitsphrasen. Auch Stumme oder Statuen befänden sich in Gesellschaft. Wenn es zu persönlichem „Verkehr“ käme, dann geschähe dies unabhängig von der Gesellschaft. Stirner definiert es so: „Verkehr ist Gegenseitigkeit, ist die Handlung ... zwischen mir und dir.“¹⁹ Und weiter schreibt er: „Hier muß der Egoismus, der Eigennutz entscheiden, nicht das Prinzip der Liebe, nicht die Liebesmotive, wie Barmherzigkeit, Mildtätigkeit, Gutmütigkeit oder selbst Gerechtigkeit und Billigkeit (denn auch die iustitia ist ein Phänomen der – Liebe, ein Liebesprodukt): die Liebe kennt nur Opfer und fordert ‚Aufopferung‘.“²⁰ Egoismus ist die Unfähigkeit, sich den Anderen vorzustellen, sich in den Anderen hineinzuversetzen. Ich glaube, Marie hat schon lang begriffen, daß sie eigentlich Menschen wie den Chartisten Stirner vorzieht.

Sabine Scholz

¹ Marie Dähnhardt, Vertrauliche Briefe aus England, Zeitungs-Halle, März bis November 1847.

² vgl. J. H. Mackay, Max Stirner. Sein Leben und sein Werk, Mackay-Gesellschaft, Freiburg/Br., 1977.

³ 1. Brief: Feuilleton der Berliner Zeitungs-Halle, Nr. 15. [Beilage zu Nr. 74]. Montag, den 29. März 1847, S. 71.

⁴ 2. Brief: Feuilleton der Berliner Zeitungs-Halle, Nr. 15. [Beilage zu Nr. 74]. Montag, den 29. März 1847, S. 71.

⁵ ebenda.

⁶ 3. Brief: Feuilleton der Berliner Zeitungs-Halle, Nr. 22. [Beilage zu Nr. 119]. Montag, den 24. Mai 1847, S. 113.

⁷ ebenda.

⁸ ebenda. / ⁹ ebenda. / ¹⁰ ebenda.

¹¹ 4. Brief: Feuilleton der Berliner Zeitungs-Halle, Nr. 29. [Beilage zu Nr. 166]. Montag, den 19. Juli 1847, S. 147.

¹² ebenda, p 148.

¹³ ebenda.

¹⁴ ebenda.

¹⁵ 5. Brief: Feuilleton der Berliner Zeitungs-Halle, Nr. 30. [Beilage zu Nr. 191]. Sonnabend, den 24. Juli 1847, S. 152.

¹⁶ 7. Brief: Berliner Zeitungs-Halle, Nr. 280. Montag, den 29. November 1847, S. 3.

¹⁷ ebenda.

¹⁸ ebenda.

¹⁹ Max Stirner, Der Einzige und sein Eigentum, Reclam, Stuttgart 1981, S. 239, 240.

²⁰ ebenda, S. 285.

Dies ist der letzte Wille - Testament

von mir, MARY WILHELMINA SMITH, wohnhaft 36 Gordon Street, Whitwell Road, Plaistow, Grafschaft Essex, verwitwet. Ich widerrufe hiermit sämtliche früheren letztwilligen Verfügungen und erkläre dies zu meinem letzten Willen und Testament:

Ich ernenne Hochwürden Pfarrer Foley von der Kirche Saint Margaret, Barking Road, Canning Town, Grafschaft Essex, und den Rechtsanwalt Arthur Blott, 39 Broadway, Stratford, ebenfalls Grafschaft Essex (im folgenden als meine Vermögensverwalter bezeichnet) bezüglich dieses meines letzten Willens zu Testamentsvollstreckern und Treuhändern. Ich bestimme, daß meine Beerdigung einfach und ohne jeden Prunk sein soll, daß mein Leichnam auf dem Katholischen Friedhof zu Leytonstone beigesetzt werden soll, und daß die Testamentsvollstrecker einen Geldbetrag nach ihrem Gutdünken, jedoch nicht mehr als 25 Pfund auf meine Beerdigung und den Kauf einer neuen Einzelgrabstätte auf dem genannten Katholischen Friedhof verwenden sollen. Meine gesamte Kleidung und zwei Kisten zu deren Aufbewahrung überlasse ich meiner Freundin Mrs Carr, wohnhaft 65 Trinity Almshouses Mile End Road. Dem vorgenannten Pfarrer Foley überlasse ich meine kleine auf dem Kaminsims meiner Wohnung stehende Uhr. Was mein Mobiliar, Hausrat, bewegliche Habe und Gegenstände persönlicher Art anbelangt – ausgenommen meine Kleidung, Kisten und die kleine Uhr –, so überlasse und vermache ich diese Percy Alden oder dem jeweiligen Verwalter des „Mansfield House University“-Heimes, Barking Road, Canning Town, für das zugehörige Sanatorium oder zu anderweitiger nutzbringender Verwendung nach seinem Gutdünken. Ich vermache jedem meiner Testamentsvollstrecker einen Geldbetrag von jeweils fünf Pfund, sofern sie meinen letzten Willen bekräftigen und meinen Nachlaß verwalten. Ich vermache meiner Freundin Nellie, der Tochter von Mrs Perry, wohnhaft 36 Gordon Street, ein Pfund, und Alec Perry, dem Sohn derselben Mrs Perry, zehn Shilling, wobei ich bestimme, daß die Mutter oder ein etwaiger Vormund von Nellie und Alec Perry zur Annahme dieses Vermächtnisses befugt sind; Arthur Edwin Smith, wohnhaft 39

Broadway, Stratford, ein Pfund; Mr McLachlan, 427 Barking Road, ein Pfund; dem Saint Mary's Hospital zu Plaistow zwanzig Pfund; dem West Ham Hospital, West Ham Lane, zwanzig Pfund. Ich bestimme, daß die Leiter oder Kämmerer der vorgenannten Spitäler zur Annahme der Vermächtnisse befugt sind. Einen Geldbetrag von fünfundzwanzig Pfund vermache ich dem vorerwähnten Pfarrer Foley, wovon zehn Pfund als Stiftung für den Altar des neuen Klosters Saint Margaret, fünf Pfund zum Wohle¹ der Armen, Kranken und Bedürftigen im Sprengel Saint Margaret und zehn Pfund zum Wohle der Armen, Kranken und Bedürftigen in den Sprengeln von Saint Mary und Saint Joseph Poplar bestimmt sind; die Verfügung über diese Geldbeträge obliegt ausschließlich dem genannten Pfarrer Foley. Im Hinblick auf besagte fünfundzwanzig Pfund und sonstige Pfarrer Foley zugedachte Hinterlassenschaften bestimme ich, daß deren Annahme durch Pfarrer Foley befreiende Wirkung für meine [beiden] Testamentsvollstrecker hat und der andere Vollstrecker, der genannte Arthur Blott, in keiner Weise mit der Verwendung oder Verteilung der erwähnten Geldbeträge zu behelligen und dafür nicht verantwortlich ist. Ferner verfüge ich, daß alle genannten Vermächtnisse ohne Abzug von Erbschaftssteuern auszuführen sind; sollte mein Eigentum [zu deren Auszahlung] nicht ausreichen, so sind zuvörderst – nötigenfalls anteilig gemindert² – diejenigen Vermächtnisse auszuführen, die für wohltätige Zwecke bestimmt sind, insbesondere jene für das Saint Mary's Hospital in Plaistow und das West Ham Hospital sowie für Pfarrer Foley, soweit sie wohltätigen Zwecken dienen. Was das noch verbleibende Eigentum jedweder Art einschließlich Bargeld, Postsparkassenguthaben und Wertpapieren angeht, so sollen meine Testamentsvollstrecker dieses zu Geld machen, das [gleichfalls] zur Bezahlung meiner Beisetzung, zur Auszahlung der Vermächtnisse und zur Begleichung etwaiger Schulden zu verwenden ist; was hiernach übrig bleibt, ist zu gleichen Teilen an Percy Alden – oder dem jeweiligen Verwalter des „Mansfield House University“-Heimes – zur Verwendung für das zugehörige Sanatorium sowie an Pfarrer Foley zur Verwendung nach seinem alleinigen

Ermessen für die Armen, Kranken und Bedürftigen des Sprengels Saint Margaret zu geben. ZU URKUND DESSEN habe ich Vorstehendes am dritten August neunzehnhundertundeins eigenhändig unterzeichnet

MARY WILHELMINA SMITH

*

UNTERFERTIGT und als letzten Willen und Testament bekräftigt durch die genannte Mary Wilhelmina Smith in Gegenwart von uns beiden, die wir auf ihr Ersuchen zugleich mit ihr gemeinsam hier und jetzt anwesend sind und als Zeugen unsere Unterschrift hierunter setzen:

A. A. HARRIS, 54 Walton Road, Upton Park, Verkäufer

G. HILLYEAR, 54 Walton Road, Maschinist

ICH, MARY WILHELMINA SMITH, wohnhaft 36 Gordon Street, Whitwell Road, Plaistow, Grafschaft Essex, verwitwet, erkläre das Folgende zu einem ANHANG zu meinem Testament vom dritten August neunzehnhundertundeins. Ich widerrufe hiermit die in dem genannten Testament dem Saint Mary's Hospital zu Plaistow und dem West Ham Hospital zugeordneten Vermächtnisse von jeweils zwanzig Pfund und vermache statt dessen in Ergänzung der in besagtem Testament vorgenommenen Bestimmungen: meiner derzeitigen Vermieterin, Mrs Elizabeth Perry zehn Pfund; dem Maternity Charity and District Nurses Home, Howards Road, Plaistow, für die St.-Maria-Magdalenen-Anstalt (Vorsteherin: Schwester Katherine) zehn Pfund; Pfarrer Maloney von Saint Margaret drei Pfund; dem Uhrmacher Bruder Philipp [?] aus Plaistow³ ein Pfund; Arthur Edwin Smith zusätzlich zu dem bereits im Testament vorgesehenen Vermächtnis zwei Pfund; Mrs Carr zusätzlich

zu dem bereits im Testament vorgesehenen Vermächtnis zehn Shilling. Und ich verfüge mit Blick auf jene Vermächtnisse und Anteile an verbleibendem Eigentum, die gemäß meinem Testament oder diesem Anhang an Percy Alden oder den jeweiligen Verwalter des „Mansfield House University“-Heimes gehen sollten, daß alle diese an Percy Alden persönlich und zu seiner freien Verfügung gehen sollen, gleichgültig, ob er Verwalter dieser Einrichtung ist oder nicht. Was das [nach Auszahlung aller ausdrücklich genannten Vermächtnisse] verbleibende Eigentum angeht, so soll dieses in drei gleiche Teile – anstatt in zwei, wie im Testament vorgesehen – geteilt werden; über zwei Teile soll verfügt werden, wie es das Testament vorsieht, und den dritten Teil vermache ich dem Saint Mary's Hospital in Plaistow. Im übrigen bekräftige ich mein genanntes Testament. ZU URKUND DESSEN habe ich Vorstehendes am siebenundzwanzigsten September neunzehnhundertundzwei eigenhändig unterzeichnet

MARY W. SMITH

UNTERFERTIGT von der oben genannten Erblasserin als Anhang zu ihrem Letzten Willen in Gegenwart von uns beiden, die wir auf ihr Ersuchen zugleich mit ihr gemeinsam hier und jetzt anwesend sind und als Zeugen unsere Unterschrift hierunter setzen:

C. B. BROGDEN, Flaschner, 36 Ingal Road, Barking Road, Plaistow E

M. A. BROGDEN, Ehefrau des C. B. Brogden.

AM 23. Januar 1903 wurde dieses Testament gegenüber den Testamentsvollstreckern Hochwürden Wilfred Foley und Arthur Blott gerichtlich anerkannt.

Mary Smith

¹ Wörtlich: „among or for the benefit of the poor sick or needy persons“, d. h. der Geldbetrag sollte entweder unter die Bedürftigen verteilt oder indirekt zu deren Nutzen verwendet werden.

² Gemeint ist wohl: sollte das vorhandene Vermögen nicht ausreichen, um auch nur die für wohltätige Zwecke bestimmten Beträge in voller Höhe auszuzahlen, so ist das vorhandene Eigentum so aufzuteilen, daß alle auszuzahlenden Geldbeträge um einen gleichen prozentualen Anteil vermindert werden und die Summe der ausgezahlten Beträge eben dem verfügbaren Vermögen entspricht. Siehe auch noch die folgenden Bestimmungen.

³ Wörtlich: „To Brother Phillip of Plaistow Watchmaker“.

Übersetzung von Chivas R. Rodland. – Das Testament wurde mir von S. E. Parker zur Veröffentlichung überlassen.

Zur Geschichte der Familie Dähnhardt

Die Herkunft der Familie Dähnhardt lässt sich bis zum Jahre 1753 zurückverfolgen. Sie kamen ursprünglich nicht aus Gadebusch. Maries Großvater, Johann Wilhelm Dähnhardt, stammte aus Lüneburg. Er erlernte das Apothekerhandwerk in Kiel beim Apotheker Conradt Christiani. In der Stadt Wittenburg war er später als Provisor¹ bei Herrn Carl Hinrich Pasche angestellt. Am 25. Mai 1753 wandte er sich an den Fürsten, Herrn Christian Ludewig, regierender Herzog zu Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Grafen zu Schwerin, der Länder Rostock und Stargard, mit der Bitte, ihm das Privileg zu gewähren, in Gadebusch als Apotheker arbeiten zu dürfen. Der Apotheker Dähnhardt erhielt am 3. Juli 1753 durch die Landesregierung und dem Großherzog das Privileg eine zweite Apotheke in Gadebusch zu betreiben. Weiterhin erhielt Johann Wilhelm Dähnhardt durch den Magistrat der Stadt Gadebusch die Konzession zur Führung der Apotheke. Diese Konzession war personengebunden und durfte nur nach Zustimmung durch die Landesregierung durch den Magistrat erteilt werden. Der Apotheker Johann Wilhelm Dähnhardt war mit Anna Catharina Brigitta, geborene Müllern, verheiratet. Es wurden in der Nachlassakte 3 eheliche Kinder erwähnt. Die Söhne hießen Johann Carl, Johann Wilhelm und Helmut Ludewig² (Maries Vater). Der älteste Sohn Daniel Carl Johann³ wurde am 21. März 1754 getauft. Als Vater wurde der Apotheker Johann Dähn-Hardt und als Mutter Anna (später durchgestrichen) Catharina Brigitta (später eingefügt) Möllern genannt. Das Geburtsdatum ist nicht bekannt, da ein Geburtsregister erst ab 1787 durch die Evangelisch-Lutherische Kirche geführt worden ist. Der zweite Sohn Joh. Ernst Wilhelm⁴ wurde am 13. April 1760 getauft. Als Mutter wurde jedoch Cath. Marge. Möllern genannt. Der jüngste Sohn Helmuth Jacob Ludewig Daehnhart⁵ wurde am 8. Mai 1767 getauft. Als Mutter wurde im Taufregister ebenfalls Cath. Margr. Möllers (P) und als Vater wurde Johann Daehnhart genannt. Die Söhne der Familie Dähnhardt besuchten die Stadtschule in Gadebusch. Aus einer Schultabelle, die Jacob Christian Meyer, Küster und Schulmeister zu Gadebusch am 24. März 1774 aufstellte, wurde unter der

Nummer 2 Wilh. Dähnhardt, 14 Jahre, genannt.

Am 25. Oktober 1775 ist Johann Wilhelm Dähnhardt verstorben. In der Eintragung im Sterberegister wurde nur der Nachname Dähnhard erwähnt mit dem Zusatz, dass der Apotheker verstorben sei. Bei der Beerdigung wurden die Glocken geläutet und dieses wurde mit 15 Thalern⁶ bezahlt. Der Nachlass des verstorbenen Johann Wilhelm Dähnhardt wurde am 18. August 1777 bis 19. August 1777 in Gegenwart des Bürgermeisters und Stadtrichters Saniter und den beiden gerichtlich bestellten Vormündern H. Jakob Koch, Bürgerworthalter, und H. Matthias Christopher Becker, Krämer, aufgenommen. Die Inventur wurde von Herrn Ratsapotheker Warncke, dem Zimmermeister Plate, einem Maurermeister und einer weiteren Person durchgeführt. In diesem Nachlass steht unter anderem, dass sich das Wohnhaus mit der Apotheke in der Mühlenstraße zwischen dem Stellmacher Barchert⁷ und dem Bürger Johann Schneider befand. Das Wohnhaus hatte zwei Stockwerke. Es war in keinem sehr guten Zustand, da es schon sehr alt war. Auch wurden schlechte Materialien zum Bau verwendet. Hinter dem Haus befand sich ein kleiner Garten, der bis an die Burgstraße reichte. Die Burgstraße ist wahrscheinlich die heutige Amtsstraße. Es könnte sich aber auch um den Weg handeln, der parallel zu Mühlenstraße, von der Amtsstraße kommend, verläuft. Da das Schloss, welches an der Amtsstraße liegt, auf den Resten einer Burg errichtet worden ist, liegt diese Vermutung sehr nahe. Es gibt keine näheren Angaben zur Burgstraße in den Archiven. Zum Zeitpunkt des Todes ihres Vaters waren die drei ehelichen Kinder noch minderjährig und so wurden für sie die genannten Vormünder eingesetzt. Durch diese Vormünder wurde festgelegt, dass Johann Carl und Johann Wilhelm jeweils 100 Thaler, 39 Schilling und 8 Pfennig und Hellmuth Ludewig⁸ 150 Thaler, 39 Schilling und 8 Pfennig aus dem Erbe ihres Vaters bei Erreichen der Volljährigkeit erhalten sollten.

Die Witwe Daehnharten⁹ heiratete am 2. Oktober 1777 den damaligen Provisor Peter Hinrich Krüger, geb. am 29. Dezember 1748 zu

Ribenitz¹⁰. Sie verkaufte das Wohnhaus mit der Apotheke an ihren zweiten Ehemann. Zum damaligen Zeitpunkt lebte nur noch Helmuth Jacob Ludwig bei seiner Mutter und seinem Stiefvater. Johann Carl hatte in Lübeck die Apotheker Profession erlernt und Johann Wilhelm ging in Wismar in die Lehre. Helmuth Jacob Ludwig Dähnhardt erlernte das Handwerk eines Provisors bei seinem Stiefvater. Der Apotheker Krüger war Ratsmann und er schwor am 3. Dezember 1781 im Rathaus öffentlich den Eid zum Bürgerwirthalter, der in das Bürgerbuch eingetragen worden ist. Nach Abschluss seiner Ausbildung war Helmuth Jacob Ludwig Dähnhardt als Provisor bei seinem Stiefvater tätig. Nach Erhalt des Apotheker-Privilegs übernahm er im Jahr 1802 die Apotheke von Peter Hinrich Krüger. Im selben Jahr leistete Helmuth Jacob Ludwig Dähnhardt den Bürgereid. Diese Erklärung wurde im Bürgerbuch der Stadt Gadebusch unter der Nummer 279 vermerkt. Auch wurde Helmuth Dähnhardt in einem Protokoll von Dezember 1812 als einer von zehn Repräsentanten der Stadt genannt. Diese Eintragung steht im Zusammenhang mit der Besetzung der Stadt Gadebusch durch die französischen Truppen. Am 30. Mai 1823 verstarb sein Stiefvater, Peter Heinrich Krüger¹¹, im Alter von 74 ½ Jahren.

Weiterhin ist im Kirchenregister ein Apotheker Heinrich Jacob Ludwig Dähnhardt¹² erwähnt. Er heiratete 1809 in Lüchow Anna Dorothea Dähnhardt, geborene Bünger. Aus dieser Ehe gingen zwei Kinder hervor. Am 4. März 1813 wurde Dorothea Catharina geboren und am 9. März 1813 getauft. Als Taufzeugen wurden die beiden Großmütter des Kindes, Anna Dorothea Brünger und Anna Catharina Brigitta Krüger, genannt. Anna Catharina Brigitta Krüger war aber die Mutter von Helmuth Jacob Ludwig Dähnhardt laut der Nachlassakte von seinem Vater. Bei der Eintragung von Dorothea Catharina in das Taufregister existiert ein Verweis auf ihren Bruder. Ihr Bruder Heinrich Ernst Ludwig wurde am 27. August 1810 geboren. Die Taufe erfolgte am 1. September, aber er verstarb bereits am 2. September 1810. Als Taufzeugen wurden genannt Ratsmann Peter Heinrich Krüger¹³, Stiefgroßvater des Kindes, Georg Ernst Müller, Landmann zu Warlitz und Carl

Diedrich Bünger zu Lüneburg. Peter Hinrich Krüger ist ebenfalls der Stiefvater von Helmuth Jacob Ludwig Dähnhardt. Im Taufregister des Sohnes ist bei der Angabe zum Vater ein Datum angegeben worden, welches auf das Geburtsdatum von Helmuth Jacob Ludwig Dähnhardt verweist. Die Frau von Heinrich Jacob Ludwig, Anna Dorothea, verstarb im Alter von 25 Jahren am 23. Februar 1814 an Nervenfieber. Über den Todeszeitpunkt von Heinrich Jacob Ludwig Dähnhardt liegt keine Eintragung im Sterberegister des Kirchenarchivs vor.

Marie Dähnhardts Familie

Die Eltern von Marie Dähnhardt waren Helmuth Jacob Ludwig und Maria Dähnhardt. Sie heirateten am 17. Februar 1815 in Lüchow bei Hannover. Zur damaligen Zeit war es üblich in dem Ort zu heiraten, aus dem die Frau stammte. Marie hatte eine ältere Schwester. Anna Catharina Luisa¹⁴ wurde am 20. Oktober 1816 in Gadebusch geboren. Getauft wurde sie am 27. Oktober 1816. Taufzeugen waren Anna Brünger und Cathar. Brigitta Krüger. Zwei Jahre später wurde Marie Dähnhardt am 1. Juni 1818 geboren und am 7. Juni 1818 erfolgte die Taufe. Ihr Taufname lautet Maria Wilhelmina Dähnhardt¹⁵. Als Eltern wurden in das Taufregister eingetragen Maria, geb. Bünger und Helmuth Ludwig Dähnhardt. Als Taufzeugen wurden ihre Mutter Maria Dähnhardt und Wilhelmina Mahncke genannt. Beide Kindern wurden von Pastor Hane in der Gadebuscher Stadtkirche getauft. Sie ist eines der ältesten mecklenburgischen Baudenkmäler und die erste Hallenkirche im deutschen Ostseeraum.

Im Jahr 1819 wurde eine Volkszählung in Gadebusch durchgeführt. Laut den Angaben wohnten zu diesem Zeitpunkt 1962 Einwohner in der Stadt Gadebusch. Darunter wurden auch fünf Mitglieder der Familie Dähnhardt unter der laufenden Nummer 404 bis 408 namentlich festgehalten. Neben Mariens Eltern und Ihrer Schwester wurde auch Dorette Dähnhardt, unter Angabe des Geburtsdatums 4. März 1813 mit einem Verweis auf die laufende Nummer 404, Helmuth Dähnhardt, genannt. Gemäß dem Eintrag lebte sie seit Ihrer Geburt in Gadebusch. Dieses Geburtsdatum

ist das Datum von Dorothea Catharina, deren Vater Heinrich Jacob Ludwig Dähnhardt war. Aus den Nachlassakten zu Mariés Mutter geht jedoch hervor, dass der Apotheker Dähnhardt zweimal verheiratet gewesen war. Zuerst war er mit der Schwester von Mariés Mutter verheiratet. Er hatte mit ihr ein gemeinsames Kind. Dieses Kind war Dorette. Auf Grund dieser Unterlagen kann man schlussfolgern, dass es sich bei Heinrich und Helmuth Dähnhardt um dieselbe Person handelt. Weiterhin geht aus der Volkszählung hervor, dass Helmuth Dähnhardt bei sich in der Apotheke einen Apothekergehilfen und einen Lehrburschen beschäftigte. Außerdem hatte die Familie zwei Dienstmädchen. Am 16. Juni 1824 verstarb Mariés Vater, Ludwig Dähnhardt¹⁶, im Alter von 57 Jahren an Gicht.

Am 20. März 1828 erhielt Dorothea Catharina die Konfirmation. Als Vater wurde wieder Heinrich Jacob Ludwig Dähnhardt angegeben. Maria Wilhelmina und Anna Catharina Dorothea¹⁷, geb. am 20. Oktober 1816, erhielten sie zusammen am 22. März 1833. Der Name von Mariés Schwester ist laut Taufregister jedoch Anna Catharina Luisa. Das zur Konfirmation angegebene Geburtsdatum ist mit dem Eintrag im Geburtsregister von Anna Catharina Luisa identisch. Da Marie und ihre Schwestern aus einer wohlhabenden, bürgerlichen Familie stammten und eine sehr gute Erziehung genossen haben, kann nur vermutet werden, dass sie entweder auf eine der Töcherschulen oder auf eine Privatschule gingen. Am 2. März 1832 heiratete Dorothea Catharina Dähnhardt Ferdinand Büsch, einen Gutspächter aus Sieverershagen. Dieser wurde in Hamburg am 12. Oktober 1796 geboren und sein Vater, Paul Heinrich Büsch, war doct. med. 183. Als Vater der Braut wurde wieder im Kirchenregister Apotheker Heinr. Jacob Ludwig Dähnhardt genannt. Über eine Heirat von Anna Catharina Luisa, Mariés älterer Schwester, liegen keine Eintragungen im Kirchenregister vor.

Am 11. März 1840 verstarb ihre Mutter im Alter von 45 Jahren an Lungenschlag. Der Tod von Mariés Mutter wurde sogar in den Mecklenburg-Schwerinschen Anzeigen von den Kindern veröffentlicht. In den Nachlassakten von Mariés Mutter kann man nachlesen, dass Marie und ihre Schwester den Wunsch äußer-

ten, selbst und ohne Einmischung des Waisengerichtes, das Vermögen verwalten zu dürfen. Zum Zeitpunkt des Todes ihrer Mutter waren die beiden Töchter, Marie und Louise, allerdings noch minderjährig. Sie wurden auf Grund der erlassenen Landesherrlichen Constitutionen vom 10. März 1771 und 17. Juni 1787 am 16. März 1840 für volljährig erklärt. Am 29. März 1873 verstarb Mariés Schwester Louise in Dresden. In Ihrem Testament vom 27. März 1844 vermachte Louise¹⁹ ihr Erbe den Kindern ihrer beiden Schwestern, Frau Busch und Doktorin Schmidt. Die Zinsen aus ihrem Vermögen sollten ihre Schwestern lebenslänglich erhalten. Obwohl Mariés geschiedener Ehemann Max Stirner nie einen Doktorgrad verliehen bekommen hatte, klärte Marie diesen Irrtum anscheinend nicht auf. Im Testament ihrer Schwester wurde sie als Frau Doktorin Schmidt bezeichnet. Aus einem Schreiben des Testamentsvollstreckers Herrn Geh. Hofrat Metelmann vom 5. Januar 1891 geht weiterhin hervor, dass Marie selbst kinderlos blieb und ihre Halbschwester Frau Busch, die bereits verstorben ist, Kinder hatte. Auch geht aus diesem Schreiben hervor, dass Marie, mittlerweile 72 Jahre alt, kein eigenes Vermögen mehr besaß und die Zinsen aus dem Vermögen ihrer Schwester Louise nicht entbehren konnte. Marie verstarb mit 84 Jahren in England.

Robin Becker

¹ Verwalter einer Apotheke

² Eintrag Nachlassakte

³ Eintrag Taufregister

⁴ ebenda / ⁵ ebenda

⁶ altdeutsche Schreibweise

⁷ Name nicht genau bestimmbar

⁸ Eintrag laut Nachlass von Johann Wilhelm Dähnhardt

⁹ Eintrag Kirchenregister

¹⁰ Eintrag Sterberegister

¹¹ ebenda / ¹² ebenda

¹³ Eintrag Taufregister

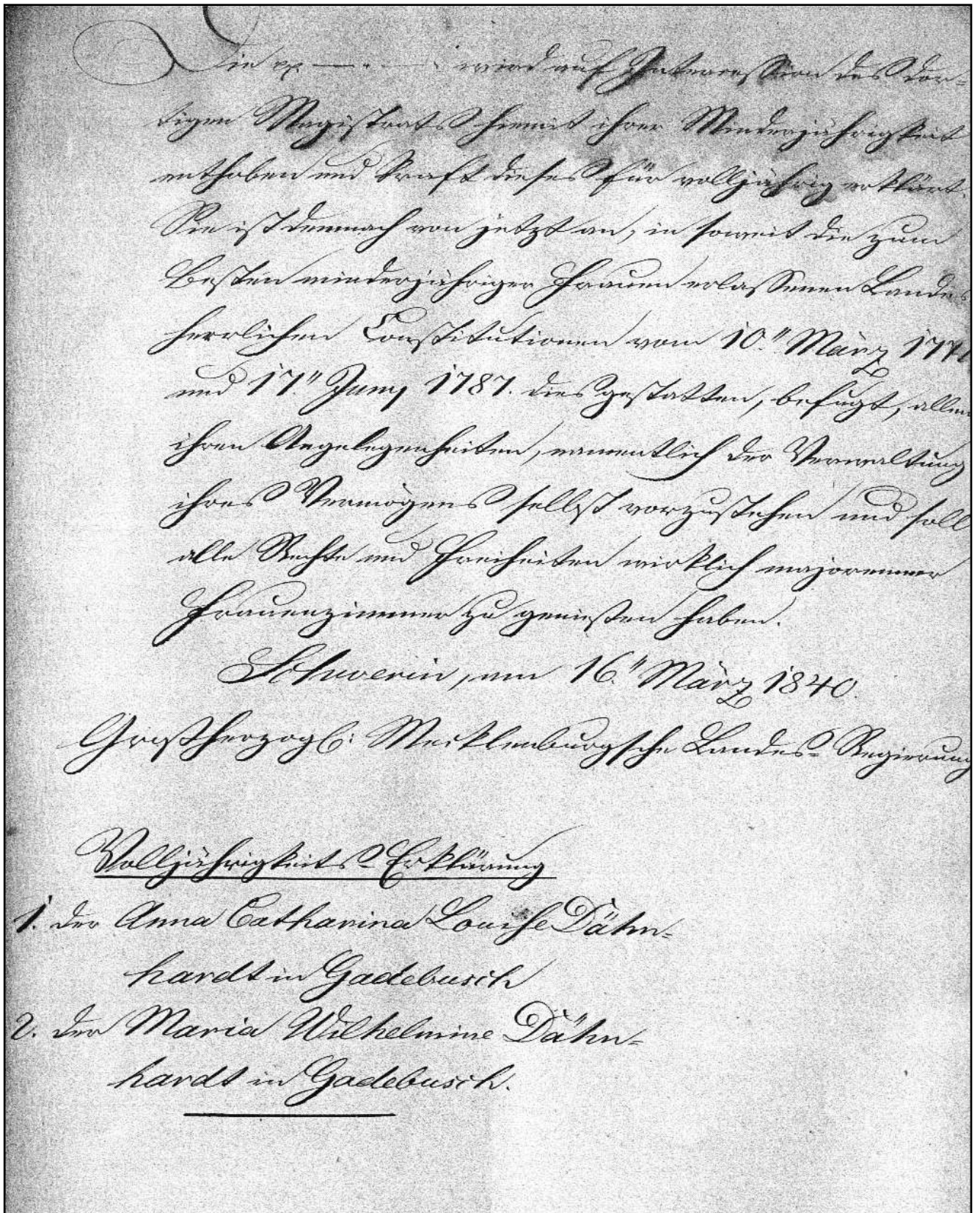
¹⁴ ebenda / ¹⁵ ebenda

¹⁶ Eintrag Sterberegister

¹⁷ Eintrag Konfirmationsregister

¹⁸ Eintrag Kopulationsregister

¹⁹ Unterschrift Testament



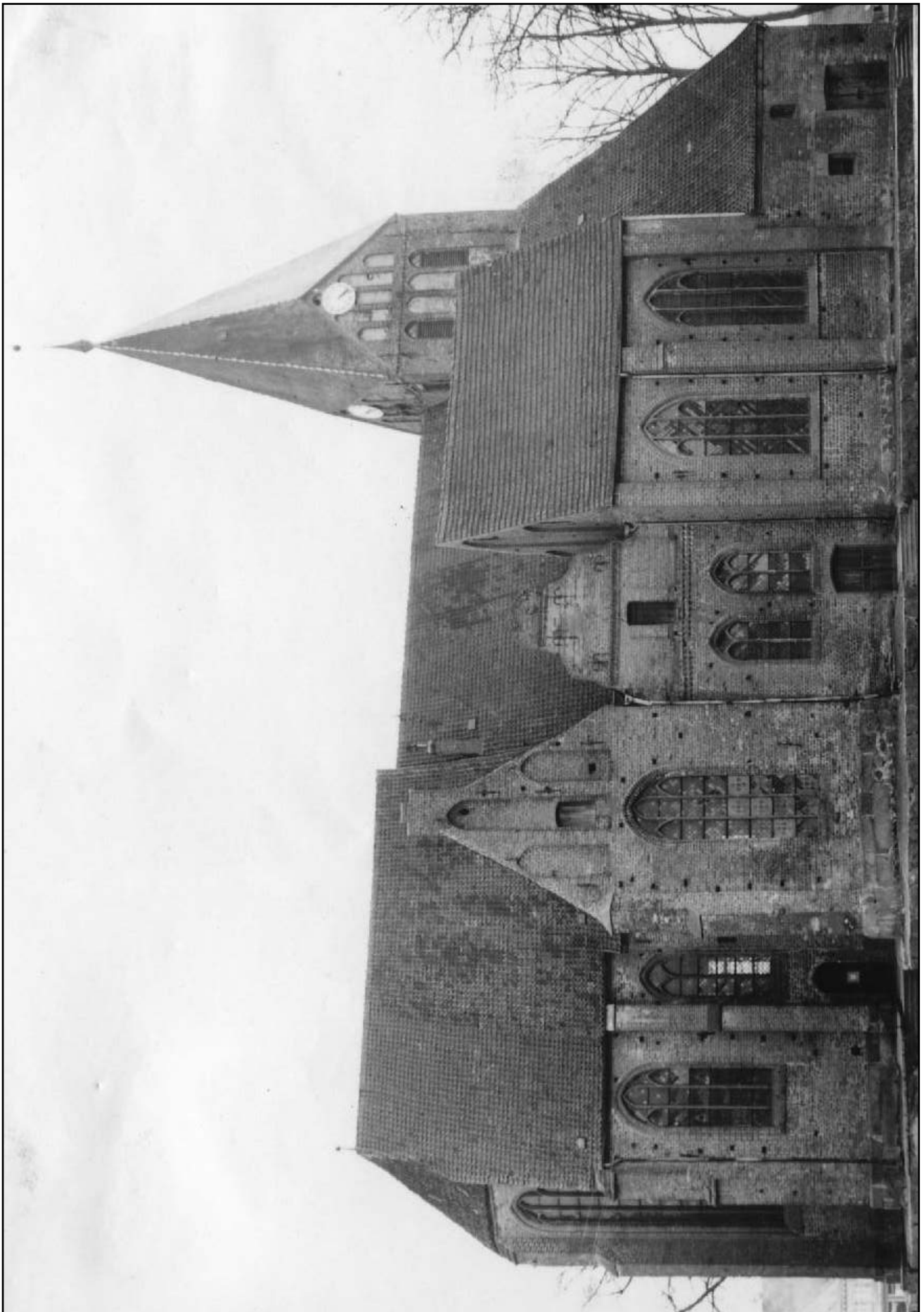
Volljährigkeitsurkunde für Marie und Louise an 16. März 1840. – Unmittelbar darauf verließ Marie Gadebusch.



Bild links: Ein Blick in die Mühlengasse, in der die Dähnhardtsche Apotheke gestanden haben soll.

Bild unten: Der junge Autor in der Mühlengasse vor dem Haus, in dem die Dähnhardtsche Apotheke untergebracht gewesen sein soll.





Stadtkirche, in der Marie Dähnhardt ihre Taufe und Konfirmation erhielt.

Molkenthin, Karl-Heinz [u.a.], Gadebusch Almanach, Stadt Gadebusch, 1. Auflage, Gadebusch 2000

Landeshauptarchiv Schwerin, Geheimes Staatsministerium und Regierung, Aktennummer 4484

Landeshauptarchiv Schwerin, Volkszählung 1819, Aktennummer 74

Schubert, Franz, Quellen und Schriften zur Bevölkerungsgeschichte Norddeutschland Mecklenburg – Schwerin Volkszählung 1819 Register der Familiennamen Teil I: Die Städte, 2. Lieferung, Verlag Ditterich, Berlin 1981

Archiv Stadt Gadebusch, Nachlass 1777-1779, Dähnhardt Johann Wilhelm

Archiv Stadt Gadebusch, Nachlass 1840, verwitweten Madame Dähnhardt

Archiv Stadt Gadebusch, Bürgerbuch Stadt Gadebusch, ab 1764

Archiv Stadt Gadebusch, Bürke Chronik, 2. Auflage

Bürke, Wilhelm, Geschichten der Stadt Gadebusch und ihrer Umgegend, Druck und Verlag der Buchdruckerei von Carl Brasch, Gadebusch 1897

Mecklenburgisches Kirchenarchiv, Geburts-, Tauf-, Konfirmations-, Kopulations- und Sterberegister, Kirchenbuchfilme Register G, 1719-1785 Film-Nr. 69103, 1786-1799 Film-Nr. 69104, 1800-1837 Film-Nr. 69873, 1838 - 1869 Film-Nr. 69106

Mecklenburg = Schwerinsche Anzeigen, Nr. 22, Sonnabend, den 14. März 1840

Gadebusch = Rehnaer Zeitung, Nr. 102 (Beilage), Sonnabend, den 2. Juli 1938, 58. Jahrgang

Gadebusch = Rehnaer Zeitung, Nr. 113 (1. Beilage) Sonnabend, den 23. Juli 1938, 58. Jahrgang

Gadebusch = Rehnaer Zeitung, Nr. 141 (1. Beilage) Sonnabend, den 10. September 1938, 58. Jahrgang

Gadebusch = Rehnaer Zeitung, Nr. 153 (1. Beilage), Sonnabend, den 1. Oktober 1938, 58. Jahrgang

Gadebusch = Rehnaer Zeitung, Nr. 197 (Beilage) Sonnabend, den 17. Dezember 1938, 59. Jahrgang

Kniepcke, Otto, Einblische Zwischen Schaalsee und Stepenitz, Kreisverwaltung Gadebusch, Kulturamt, Flurnamen, Sagen, Geschichten und Gebräuche 1., Druckhaus Schwerin 1991

Behrendt, Gerd, Gadebusch Beiträge zur Geschichte einer mecklenburgischen Stadt, Rat der Stadt Gadebusch, Druckerei Schweriner Volkszeitung, 1976

Stadt Gadebusch / BIG Städtebau M-V GmbH / Landkreis Nordwestmecklenburg, Stadtrundgang, Verlag „Koch & Raum“ Wismar OHG

Stutz, Horst, Gadebusch in alten Ansichten, Europäische Bibliothek, 1993

Impressum

Herausgeber und V.i.S.d.P.:
Kurt W. Fleming

ABO für 4 Ausgaben: 12,24 Euro (1998-2000: 10,22 Euro) incl. Versandkosten; Einzelheft 3,91 Euro; Bankverbindung: (*Inlandskunden*) Kurt W. Fleming, ABC Privatkunden-Bank Leipzig, BLZ 101 209 00, Konto-Nr. 60 40 79 33; (*Auslandskunden*) Kurt W. Fleming, ABC Privatkunden-Bank Leipzig, BIC: GENODEF1ABC, IBAN: DE21 1012 0900 0060 4079 33

Redaktion: Max-Stirner-Archiv Leipzig, Kurt W. Fleming, max-stirner@web.de / © liegt bei den AutorInnen. Für den Inhalt nicht redaktioneller Beiträge trägt der Herausgeber keine Verantwortung. Soweit auf abgedruckten Texten mir noch unbekanntes Urheberrechte ruhen, möchten sich die berechtigten Personen zur etwaigen Geltendmachung von Ansprüchen bei mir melden. Kommerzielle Anzeigen werden aufgenommen, soweit diese zu dem Anliegen der Zeitschrift nicht im Widerspruch stehen.

www.max-stirner-archiv-leipzig.de



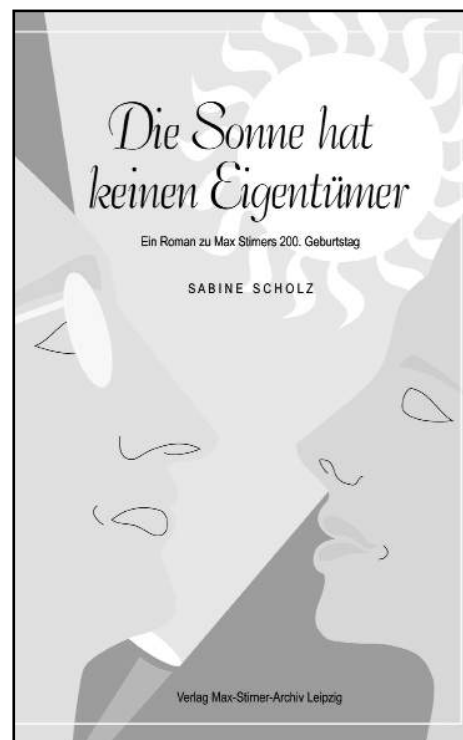
Paul Jordens: *Der Einzige* und seine Heimatstadt. Max Stirners Bayreuth – und was davon geblieben ist. Verlag Max-Stirner-Archiv Leipzig. 2004, ISBN 3-933287-53-7, 5,00 Euro



Hartmuth Malorny: *Die schwarze Ledertasche*. Roman. 161 Seiten, ISBN 3-933287-54-5; Preis: 15,90 Euro. – Der Stil ist lakonisch, die Sprache ebenso klar und direkt. – Deutsche Presse-Agentur –



Günther Rudolf: *Das vergessene Gebot*. *Gott unterdrückt die Frauen*. 166 Seiten. Hardcover, ISBN 3-933287-65-0; Preis: 19,90 Euro
In diesem Buch kommt der Autor zu dem Schluß: die Bibel ist *verfassungsfeindlich!*



Sabine Scholz: *Die Sonne hat keinen Eigentümer*. 255 Seiten. Hardcover, ISBN 3-933287-58-8; Preis: 15,90 Euro
Der erste Roman, der Partei ergreift für Marie Dähnhardt!

